



Sprachnachrichten

Die Gewalt der Sprache



Sprache hat Macht. Sie sorgt dafür, dass wir uns ineinander verlieben. Sie eint und entzweit gleichermaßen. Jugendliche haben ihre eigene Art, miteinander zu kommunizieren; oft gehässig und aggressiv – zumindest hat es diese Wirkung auf Erwachsene, die den Blick aus einer anderen Welt auf sie werfen. In dieser Ausgabe der Sprachnachrichten beleuchten wir die Gewalt der Sprache – durchaus im Doppelklang als Sprache der Gewalt.

Wir werfen einen Blick auf die Art, wie Männer und Frauen

sprachliche Gewalt ausüben. Ein Aspekt ist dabei die virtuelle Ausstellung „Männerwelten“, in denen die Moderatoren Joko und Klaas einem Millionenpublikum am Fernseher gezeigt haben, wie häufig Frauen von Männern ungefragt obszöne Nachrichten oder Bilder bekommen. Dabei drehen wir den Spieß aber auch um, denn: Auch Frauen haben ihre eigene Art, Männern in ihrer Sprache rücksichtslos und abfällig zu begegnen. Erklärungsansätze dafür bietet die Hirnforschung: Männer und Frauen bevorzugen für Denkpro-

zesse unterschiedliche Areale des Gehirns und das hat Auswirkung auf Sprache und Handlung.

Ebenfalls Thema dieser Ausgabe ist die Hass-Rede, die immer mehr Einzug hält – vor allem in den sozialen Netzwerken. Sie beschäftigt mittlerweile Gerichte, wenn Politiker, aber auch Privatleute sich gegen Beleidigungen wehren, die durch das Teilen von Beiträgen immer weiter und weiter verbreitet werden. Mittlerweile sind einige soziale Netzwerke dazu übergegangen, Inhalte, die gewalttätig sind, zu löschen. Twitter hat

sich dabei mit einem der mächtigsten Staatsoberhäupter angelegt und markiert entsprechende Beiträge von US-Präsident Donald Trump. Seine Sprache und die anderer Politiker wie Wladimir Putin und Recep Tayyip Erdoğan wird in dieser Ausgabe ebenfalls auf ihre gewaltbetonten Aspekte untersucht.

„Worte sind unschuldig“ – sagt Jacqueline Schäfer, Präsidentin des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache in dieser Ausgabe. Es ist also immer an uns selbst, ob wir sie zum Guten oder Schlechten verwenden.

Bildungsauftrag vergessen: Die öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen sind die Sprachpanscher 2020	2
Jugendsprache beobachtet: Experten beurteilen die Sprache der Jugend unterschiedlich	5
Gendersternchen abgelehnt: Die Gesellschaft für deutsche Sprache rät vom Gendersternchen ab	9
Regierungsplan gestoppt: Der Bayerische Landtag stärkt Deutsch als Wissenschaftssprache	17



Jacqueline Schäfer

Die Präsidentin des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache weiß, was zu einer wirkungsvollen Rede gehört.

Seite 3



Torben Hundsdörfer

Der 16-jährige Nachwuchspolitiker erklärt seinen Kollegen, dass Gendersprache unverständlich und unästhetisch ist.

Seite 9



Anna Seghers

Ihr Roman „Der Ausflug der toten Mädchen“ (1946) blickt auf die glückliche Zeit der Protagonistinnen vor dem Zweiten Weltkrieg zurück, den sie nicht überleben.

Seite 18/19

Tagesschau und heute-Nachrichten sind „Sprachpanscher 2020“

VDS-Mitglieder kritisieren Anglizismen und Gendersprache

4.106 Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache haben gewählt: Die *Tagesschau* und die *heute-Nachrichten* sind die „Sprachpanscher 2020“. Mit insgesamt 1.996 Stimmen (49 Prozent) belegen die Nachrichtensendungen den 1. Platz. Walter Krämer ist vom Ausgang der Wahl nicht überrascht: „Die meisten unserer Mitglieder kritisieren, dass die öffentlich-rechtlichen Sender ihrem Bildungsauftrag nicht gerecht werden und ihr Publikum stattdessen mit Wörtern konfrontieren, die unnötig sind.“ In Zeiten von Corona haben die Nachrichten-Flaggschiffe Wörter wie *Lockdown*, *Homeschooling*, *Social Distancing*, *Homeoffice* usw. nicht hinterfragt, sondern einfach übernommen. „Diese Anglizismen zeigen, wie wenig Interesse Tagesschau und heute-Nachrichten haben, die Menschen in ihrer eigenen Muttersprache zu

informieren. Die Devise ist: Nachplappern statt sinnvolle Übersetzungen finden, die alle verstehen“, kritisiert Krämer, „einer Vorbildfunktion mit Bildungsauftrag werden die Öffentlich-Rechtlichen so



Lockdown, *Homeschooling*, *Social Distancing*, *Homeoffice* usw. – die öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen haben während der Corona-Krise vergessen, Fachbegriffe für ihr deutschsprachiges Publikum zu übersetzen.

nicht gerecht.“ Auch die verstärkte Verwendung von Gendersternen als gesprochene Pause in den Nachrichten würde nicht der Lebensrealität der Zuschauer entsprechen: „ARD und ZDF ignorieren hier be-

wusst die amtlichen Regeln der deutschen Rechtschreibung, die Empfehlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache und der vielen Umfragen, die es zu diesem Thema gibt“, so Krämer, „Medien sollen Wirklichkeit darstellen und nicht versuchen, sie aus politisch vorauseilendem Gehorsam zu schaffen.“

Auf Platz 2 wählten die VDS-Mitglieder Bundesbildungsministerin Anja Karliczek (873 Stimmen/21 Prozent). Sie will englische Bezeichnungen im Handwerk einführen. Statt Handwerksmeistern soll es „Bachelor Professional“ und „Master Professional“ heißen – das rufe bei den Handwerkern keine Begeisterung hervor, sagt Krämer.

Der famila-Markt im Oldenburger Stadtteil Wechloy kam auf 798 Stimmen (19 Prozent). In seiner Werbung hatte er versucht, weitgehend auf die deutsche Sprache zu verzichten: „(...) ist dein Place.

Für *Shopping* und *much* mehr. Von *Kids* bis *Education*, von *Meetings* bis *Health*, von *Entertainment* bis *Gastro*: Alles *you need*.“

Die Bundeszentrale für politische Bildung wählten 321 VDS-Mitglieder (8 Prozent). Sie hatte einen Programmschwerpunkt zu den politischen Umbrüchen in Ungarn, Polen, Tschechien und Russland. Der Titel: „The Years of Change 1989-1991“. „Jede dieser Muttersprachen wäre als Titel für einen solch wichtigen Programmschwerpunkt gerechtfertigt, aber Englisch? Damit ignoriert man die Kämpfe, die die Menschen in diesen Ländern ausfechten mussten“, bemängelt Krämer.

Platz 5 schließlich geht an den Kieler Oberbürgermeister Ulf Kämpfer – 118 VDS-Mitgliedern (3 Prozent) stieß seine Verwendung von Anglizismen bei einer Kampagne zur Rattenbekämpfung übel auf. „Don't feed rats“ hieß sie – warum es Englisch sein musste, hat sich niemandem erschlossen. SN

DER VORSITZENDE MEINT

Liebe Sprachfreunde,

die Mitglieder unseres schönen Sprachvereins haben gesprochen. Und mit großem Vorsprung die ARD-*Tagesschau* und die ZDF-*heute-Nachrichten* zu den Sprachpanschern des Jahres 2020 gewählt. Viele hatten dabei diese Flaggschiffe wohl stellvertretend für das gesamte öffentlich-rechtliche Rundfunk- und Fernsehwesen im Sinn. Denn daran gibt es aus Sicht der Millionen Zwangsgebührenzahler in der Tat eine Menge auszusetzen. Für die Wahl zum Sprachpanscher des Jahres war wohl das kritik- und würdelose Übernehmen des angelsächsischen Corona-Wortschatzes ausschlaggebend, vom Innenministerium (*home office*) über den *lockdown*, das *homeschooling* und *social distancing* bis hin zum bösen *superspreader*, um nur einen kleinen Teil dieses seltsamen Vokabulars zu zitieren, das mit der Corona-Krise über uns gekommen ist. In der Berliner WELT war dazu zu lesen, dass man doch statt *superspreader* problemlos *Superverbreiter* sagen könne.

Aber das ist wohl für die Redakteure der *heute-Nachrichten* und der *Tagesschau* zu viel verlangt.

Es sei nicht ihre Aufgabe, so die Standard-Gegenrede, den Leuten ihre Sprache vorzuschreiben. Man rede so, wie alle reden. Und so wird es wohl auf ewig *superspreader* und nicht *Superverbreiter* (oder warum nicht *Großverbreiter*?) heißen.

Dieses beliebte Abwiegel-Argument ist gleich zweifach falsch. Einmal gehört es sehr wohl zu den Aufgaben des gebührenfinanzier-

Auf einmal entdeckt Intendant Thomas Bellut vom ZDF seine Pflicht als Volkserzieher.

ten öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehwesens, den Geldgebern neben Fußballübertragungen auch etwas davon zu vermitteln, was man gemeinhin als Kultur bezeichnet. Und dann mischen sich die gleichen Volkserzieher, die sich anders als ihre Kollegen in Frankreich, Italien oder Spanien standhaft weigern, die Welt des 21. Jahrhunderts in der Sprache ihrer Zuschauer und Zuhörer zu beschreiben, auf anderen Gebieten durchaus kräftig in die Spracherziehung ihrer Kunden ein. Auf Seite 8 dieser Ausgabe finden Sie einen Brief, den ich an über 500 Mitglieder der mehr als ein Dutzend deutschen Rundfun-

kräte geschrieben habe. Das sind sozusagen die Interessenvertreter der Gebührenzahler. In diesem Brief bitte ich die Rundfunkräte, den sprachverhunzenden und den Regeln der deutschen Grammatik hohnsprechenden Genderregeln Einhalt zu tun, die allenthalben in den Redaktionen der ARD und des ZDF Einzug halten. Wie eine Umfrage nach der anderen beweist,

wollen die Menschen hierzulande diese Sprache nicht. Aber auf einmal entdeckt Intendant Thomas Bellut vom ZDF seine Pflicht als Volkserzieher. Auf Initiative der Gleichstellungsbeauftragten, lässt er mich in einem Antwortschreiben wissen, hätte man sich in der Geschäftsleitung darauf verständigt, für die schriftliche Kommunikation ab sofort den Genderstern (Asterisk) zu verwenden und einen Leitfaden mit entsprechenden Hinweisen verabschiedet.

Herr Bellut, falls Sie es nicht wissen: Der Genderstern kommt in der deutschen Grammatik nicht vor und wird auch von dem dafür zuständigen Rat für Deutsche Rechtschreibung wie auch von der Wiesbadener Gesellschaft für Deutsche Sprache als sprachwidrig abgelehnt. Und dass kürzlich



Foto: Jürgen Huhn

das Bundesverfassungsgericht das generische Maskulinum als geschlechtsübergreifende Benennung höchststrichtrichlich als korrekt festgehalten hat, ist wohl auch noch nicht zu Ihnen vorgedrungen? Da hat sicher Ihre Gleichstellungsbeauftragte ein gutes Auge drauf.

Damit wäre mit dem generischen Maskulinum auch das Problem des dritten, vierten und fünften Geschlechts vom Tisch. Sie reden hier mit doppelter Zunge. Einmal lassen Sie Ihr Fußvolk ein ums anderes Mal betonen, dass man im ZDF so spreche, wie alle sprechen, und dann empfehlen Sie, dass man so spricht, wie keiner spricht. Also Herr Bellut: Was denn nun?

Mit konsternierten Grüßen

Walter Krämer

Jacqueline Schäfer

Wenige Wörter – starke Botschaft

Große Reden haben meist zwei tragende Personen: Die, die die Rede hält, und die, die die Rede geschrieben hat. Denn nicht immer sind die Redner in der Lage, genau die Worte zu finden, die für einen bestimmten Anlass nötig sind – oder sie haben einfach keine Zeit, ihre Reden selbst zu formulieren. In diesen Fällen greifen viele dann auf professionelle Redenschreiber zurück. Jacqueline Schäfer ist Präsidentin des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache (VRdS).

Frau Schäfer, haben Sie schon mal die perfekte Rede geschrieben?

Es gibt keine perfekte Rede. Ich versuche immer, das Beste zu schreiben, was zu dem Zeitpunkt möglich ist, und das auch durchzusetzen beim Kunden, was nicht immer leicht ist. Denn manchmal wollen die Kunden Sachen verändern und ihrer eigenen akademischen Gewohnheit folgen. Sie denken, wenn man nicht in einer Aktenform spricht, dann ist das weniger gebildet, was natürlich ein Irrtum ist. Es gibt „die in dem Moment perfekte Rede“, und die kann dann sogar kleine Schwächen enthalten, weil die professionelle Rede sich daran bemisst, ob sie das bewirkt hat, was der Redner oder die Rednerin bewirken wollte.

Wie gut müssen Sie den Redner kennen, wenn Sie ihm eine Rede auf den Leib schreiben wollen?

Ich bin der Meinung, dass man versuchen muss, einem Redner so nah wie möglich zu kommen. Ich muss etwas über ihn wissen, um ihm eine Metaphorik auf den Leib zu schneiden. Ich versuche also, ihn kennenzulernen: Ist es jemand, der sich öffnet, hat er ein bestimmtes Hobby, bei dem man sich bedienen kann, hat er bestimmte Werte, die ihm ganz wichtig sind? Da ich nur dann überzeugen kann, wenn ich beim Publikum auch Emotionen wecke, muss ich auch preisgeben, was mich als Mensch ausmacht. Das ist elementar. Ein anderer Punkt ist: Ich will deren Sprache kennenlernen. Wie ist ihre Satzstruktur, wie phantasievoll sind sie?

Hatten Sie mal jemanden, dem Sie etwas mit dieser Prämisse geschrieben haben, und es gefiel dann gar nicht?

Ich habe mal einen Menschen erlebt, der allen als furchtbar nüchtern und langweilig galt, der dankbar und glücklich war und sich völlig auf Text und Beratung eingelassen hat, der sagte dann zu

mir: „Ich freue mich immer über Ihre Gedanken. Ich fühle und denke genau wie Sie, aber ich wusste es vorher nicht.“ Das war das größte Kompliment, das ich bekam. Auf der anderen Seite hatte ich dann jemanden, der sich völlig unwohl fühlte, wenn ich mehr Emotionen reingepackt habe. Für diese Person war dieser juristische Aktenordnerstil, der zwischen zwei Ohren passt, aber nicht zwischen zwei Rippen, wo ein Herz schlägt, kultiviert. Das war ein Problem, da wurde mir auch klar, dass ich da nichts ändern könnte.

Ihre Erfahrung sagt also: Emotionen sind unabdingbar.

Ohne Emotionen wirkt eine Rede nicht. Emotional sein heißt ja nicht, dass es unsachlich wird. Wenn man sich anschaut, wie die Bundeskanzlerin in der Corona-Krise geredet hat, das war sehr sachlich, sehr wissenschaftlich – und trotzdem hat sie Emotionen ausgelöst, indem sie gesagt hat „Wir wissen nicht, was morgen ist, wir muten Ihnen viel zu.“ Diese zu-

Man kann Menschen mit Worten manipulieren.

rückhaltende Art, auch Entscheidungsprozesse zu erläutern, war emotional. Ich muss Menschen berühren, damit sie sich merken, was ich gesagt habe.

Gibt es noch andere Patentrezepte, was den Aufbau oder die Wortwahl einer Rede betrifft?

Wichtig sind Einstieg und Ausstieg. Der Einstieg ist quasi der Handschlag mit dem Publikum und jeder Zuhörer entscheidet in den ersten paar Sekunden: Folge ich oder schlafe ich mit offenen Augen und warte aufs Buffet? Ich muss dazwischen gut und möglichst kurz sein. Und ich muss einen Ausstieg haben, den die Leute mitnehmen ans Buffet und darüber hinaus. Dazu kommt eine Steigerung innerhalb



Jacqueline Schäfer war unter anderem Redakteurin für „Die Welt“ und die „Deutsche Welle“, wechselte dann in die Unternehmenskommunikation des Verbandes Forschender Arzneimittelhersteller. Seit 2016 ist sie Präsidentin des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache. Der VRdS hat rund 450 Mitglieder, viele von ihnen kommen aus dem Journalismus und haben einen geisteswissenschaftlichen Hintergrund.

der Rede und die Redundanz. Das ist etwas, was viele, die von der Schriftsprache kommen, nicht verstehen: Dass Redundanz, die Wortwiederholungen, dem Verfessigen des flüchtigen Wortes dient und nicht wie im Schulaufsatz rausgestrichen werden muss.

Wie ist es beim Arbeitsprozess, was ist Ihnen wichtig, wenn Sie eine Rede schreiben?

Wichtig ist, dass ich das Gefühl habe, dass mein Kunde oder meine Kundin ehrlich zur mir ist, dass ich weiß, in welchem strategisch-kommunikativen Kontext die Rede stattfinden soll. Wie sieht sich der Redner selbst, was ist seine Erwartung? Er muss mir die Botschaft vorgeben. Ich mache den Pfeil nur spitz und versenke ihn im Zentrum der Scheibe. Außerdem ist wichtig, dass ich weitestgehend mit dem übereinstimmen kann, was die Auftraggeber verkörpern. Ich würde nie für jemanden arbeiten, dessen Werte ich nicht teile oder für Branchen, von denen ich sage, die halte ich für unethisch.

Wieso sind Reden auch in der heutigen Zeit von Facebook, Twitter und anderen sozialen Medien immer noch so wichtig?

Die Rede ist viel älter als die Schrift. Das, was die Menschen sich früher am Lagerfeuer erzählt haben, war essentiell. Sie erzählten sich, wo im Moment noch Beeren wachsen und Bären herumlaufen. Sich dies merken zu können, war zum Überleben wichtig. Das Narrative spielt auch heute noch eine große Rolle.

Es gibt ja Reden, die bleiben im Kopf. „Ich bin ein Berliner“, „I have a dream“, „Wir schaffen

das“. Was haben diese Arten von Reden gemeinsam, dass wir uns an sie erinnern?

Wir kennen, wenn wir ehrlich sind, ja meist nur einen Satz. Aber dieser eine Satz bleibt hängen, und das Gefühl, das von diesem Satz getragen wird. Das war bei Martin Luther King dieser Traum, dass alle gleich sind, egal ob schwarz oder weiß. Die meisten kennen nicht Kennedys Rede „Ich bin ein Berliner“, aber sie wissen, was das für ein Satz der Solidarität war, so wie „Yes, we can“. Es sind kurze Sätze, die prägen. Häufig Drei-Wort-Sätze, auch „Wir schaffen das“ gehört dazu. Je weniger Wörter, desto stärker die Botschaft. Was entscheidend ist, ist das Reduzieren eines Gefühls auf einen ganz kurzen Satz. Eine ganze Rede wird kondensiert.

Es geht aber auch in die andere Richtung, wenn man an Goebbels und die Sportpalastrede denkt. Arbeiten Demagogen mit denselben Stilmitteln?

Absolut. Rhetorik und Stilmittel sind nichts anderes als Messer. Ich kann damit ein Brot schmieren, ich kann aber auch jemanden damit erstechen. Worte haben Macht, und damit hat man als Redner auch gleichzeitig Verantwortung. Man kann mit Worten Menschen manipulieren.

Politik sensibilisiert also auch die Redenschreiber?

Ja, natürlich. Ich muss ja mit offenen Augen durch die Welt gehen und sehen, was die Menschen bewegt. Worte an sich sind unschuldig, sie werden erst durch den Kontext zu Waffen oder positiven Instrumenten. Deshalb muss ich sie regelmäßig hinterfragen.

Das Interview führte Doro Wilke.

Von Machos und Narzissten

Politiker setzen verstärkt auf einen radikalen Sprachstil // von Doro Wilke

Wer zart besaitet ist, sollte nicht in die Politik gehen, denn dort geht es seit jeher eher ruppig zu. Besondere öffentliche Aufmerksamkeit, so scheint es, erreicht man auch in modernen Staaten mittlerweile nicht nur durch das, was man sagt, sondern auch, wie man es sagt. Dabei fungieren gerade die beiden Staatsmänner der ehemals größten Nationen als Beispiele für besonders auffällige Sprachmuster.

Für Psychologen ist US-Präsident Donald Trump ein gefundenes Fressen. Seine unberechenbaren Handlungen, die Dekrete, die er unbeeindruckt von Expertenmeinungen unterschreibt, seine unorthodoxen Twitter-Nachrichten – all das lässt sie oft kopfschüttelnd zurück. Dabei ist vieles von dem, was er tut, typisch für einen Narzissten, sagt der österreichische Gerichtspsychiater Reinhard Haller: „Er ist egozentrisch, eigensüchtig und verträgt keinen anderen neben sich“, so Haller, „er entwertet und entmenslicht Andere“. Das schlage sich auch in seiner Sprache nieder: Sie sei radikal, ohne abfedernde Zwischentöne und von einem starken Schwarz-Weiß-Denken geprägt, erklärt Haller. Auch die Psychotherapeutin Bärbel Wardetzki kennt die psychologischen Besonderheiten narzisstischen Verhaltens. Die Abwertung Dritter sei eine der großen Ausprägungen: „Ich kann nur groß sein, wenn die anderen klein sind“, sagt Wardetzki, „bei Trump kommt

das besonders durch seinen Umgang mit den politischen Gegnern zum Tragen“. Ein Thema wird nicht auf der Sachebene besprochen, sondern auf eine persönliche Ebene geholt. Dazu kommt eine einfache, ungehobelte Sprache. „Es geht Trump darum, ‚dem Volk aufs Maul‘ zu schauen“, beschreibt Wardetzki, „es ist ein Versuch, sich anzubiedern und den einfachen Menschen eine Identifikationsfigur zu geben“. Dazu gehört auch die Nutzung von Superlativen. *The best. The smartest.* Bei Trump sei nichts durchschnittlich. „Denn wenn man normal spricht, hört einem keiner zu – daher muss man sich besonders und unberechenbar zeigen, um sicher zu sein, dass die Menschen einen nie aus den Augen lassen“, so Wardetzki.

Ein weiterer Aspekt ist der Wortschatz Trumps, schreibt die Französin Bérengère Viennot in ihrem Buch „Die Sprache des Donald Trump“. Die Übersetzerin hat viele seiner Reden und Beiträge übersetzt und bemängelt das Repertoire der Vokabeln, die Trump



Illustration: Património/Twenty20

nutzt. „Sein Wortschatz ist der eines Sechsklässlers“, schreibt sie, dazu kommen ein hohes Aggressionspotenzial und vulgäre Ausdrücke. Nahezu legendär seien auch seine Ausbrüche beim Nachrichtendienst Twitter, den er wie ein Tagebuch für seine offiziellen Verlautbarungen nutzt. Weil vermutlich schnell geschrieben, weiß niemand, was er mit Wortneuschöpfung „Covfefe“ meinte.

Peter Oborn und Tom Roberts haben in ihrem Buch „How Trump thinks“ eigens ein Glossar seiner Twitter-Sprache erstellt und spezifische Satzzeichen-Codes ausgemacht: „Anführungszeichen“ – Zynismus; ????? – Ungläubigkeit; !!!!! – große Ungläubigkeit; NUR GROSSBUCHSTABEN – Wut. Dazu, so Viennot, nutze Trump Twitter, um seine Eindrücke zu präsentieren, als seien sie Fakten.

Plosive Konsonanten prägen Putins Sprache

Auf der anderen Seite der Welt schlägt der russische Präsident Putin deutlich leisere Töne an, die aber nicht minder stark gehört werden. Als ehemaliger KGB-Mann hat er eigentlich nicht das Handwerkszeug mitbekommen, um ein starker Redner zu sein. „Er hat sich das alles mühsam angeeignet“, sagt Dr. Dmitri Zakharine, Kommunikationswissenschaftler und Historiker an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Er hat Putins Sprache analysiert und festgestellt, dass in vielen seiner Reden Wörter vorkommen, die mit plosiven Konsonanten beginnen,

also zum Beispiel p, b, g, k. „Diese harten, gradlinigen Konsonanten entstehen durch einen Strom von Luft, der aus der Lunge kommt und plötzlich auf ein Hindernis trifft, wie die Zähne oder die Lippen. Es gibt dann eine kleine Mini-Explosion im Mund“, erklärt Zakharine, „Die slawischen Sprachen sind reich an diesen Konsonanten, deswegen eignen sie sich nicht für Operngesang.“ Wörter mit diesen Konsonanten wirken durch die Dehnung, die Putin nutzt, besonders intensiv. Sie sind gut für Reden geeignet, die Menschen für den Moment auf ein Ziel einschwören sollen.

„Wer als Redner eine langfristige Wirkung erzielen will, der wählt lieber Wörter mit Vokalen, die prägen eine Botschaft länger ein“, so Zakharine. Auch ein Wechsel der Tonart sei dabei hilfreich. Putin hingegen wähle eher einen Gleichklang, seine Stimmfarbe wechselt nicht.

Die Sprache wirke dadurch zwar elaboriert, aber künstlich – nicht verwunderlich, da Putin dafür ein langes Training gebraucht habe, sagt Zakharine: „Nach dem Umbruch 1991 musste man sich wieder patriotisch zeigen – das schlug sich auch in der Sprache nieder.“ Putin rede besonders medienbewusst, wird vor allem bei Zahlwörtern („viertausend“) langsamer, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es ist eine männliche Sprache, die Kraft und Abgebrühtheit suggerieren soll.

Das passe auch zum Rest des Bildes eines starken Mannes, das Putin gern von sich präsentiere, so Zakharine.



Illustration: Património/Twenty20

I could stand in the middle of 5th Avenue and shoot somebody and I wouldn't lose voters.

Ich könnte mitten auf der 5th Avenue stehen und jemanden erschießen und trotzdem keine Wähler verlieren.

Wahlkampf in Iowa, 23. Januar 2016

Yo, was für 1 Sprache, Digga

Jugendsprache wird von Älteren immer härter aufgefasst
als von Jugendlichen selbst // von Doro Wilke



© Lieks/Twenty20

Das Wetter, das Essen, die Manieren – früher war alles besser. Das ist jedenfalls häufig der Tenor, wenn der Blick zurückgeworfen wird. Auch die Jugendsprache sei früher weniger aggressiv gewesen, heißt es gerne mal. Das sei nicht unbedingt richtig, meint Dr. Nils Bahlo, Sprachwissenschaftler an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Das, was wir heute als eher „leichte“ Beleidigung empfinden, hatte früher einen viel härteren Beigeschmack.

Wenn das Jugendwort des Jahres gewählt wird, schütteln Jugendliche regelmäßig den Kopf. Die Begriffe oder Wortspiele, die dort auftauchen, haben nur selten etwas mit der echten Lebenswelt von Jugendlichen zu tun. Das liege daran, dass Jugendliche sich untereinander anders unterhalten als mit Erwachsenen, sagt Bahlo. Wenn ein Erwachsener versucht, in diese Welt einzudringen, indem er zum Beispiel so spricht wie der Jugendliche, dann wirke das eher lächerlich und anbiedernd. „Ausnahmen bilden nur wenige Erwachsene, beispielsweise Sozialarbeiter, die mit Jugendlichen arbeiten“, so Bahlo, „die haben die entsprechende Straßentauglichkeit, die dürfen das“.

„Idiot – arschloch – Wichser“

Die Abgrenzung zur Welt der Erwachsenen geht dabei häufig mit einer bemerkenswerten Kreativität vonstatten – Jugendliche probieren sich aus und übertreten dabei auch sprachliche Grenzen, die Erwachsene als solche definiert haben. Der Griff zu Beleidigungen ist dabei nicht neu, sagt Josef Kraus, ehemaliger Präsident des Deutschen Lehrerverbandes: „Auch in den

1970ern wurde beleidigt. Idiot. arschloch, Wichser. Das klingt heute schon fast harmlos“, sagt Kraus. Dennoch hat er in seiner Zeit als Lehrer und Schulleiter eines Gymnasiums die Erfahrung gemacht, dass die Qualität der Sprache sich gewandelt hat.

„Die Sprache der Jugend verroht immer mehr“, so Kraus, die Gewaltdarstellung in den Medien habe zugenommen – das guckten Kinder und Jugendliche sich ab, „es folgt dann eine reduzierte Sprache mit deftigen Ausdrücken und bösen Sprüchen“.

So negativ sieht Bahlo die Situation nicht: „Die Sprache der Jugend war schon immer vulgär und von Brutalismen und Tabubrüchen durchzogen.“ Nur so könnten sich Jugendliche untereinander behaupten. Der Blick der Erwachsenen, die Jugendsprache wissenschaftlich untersuchen, sei dabei ebenfalls ein Aspekt, der mit hineinspielt: Bestimmte Wörter oder Aussagen würden heute in einem anderen Kontext gesehen und wahrgenommen, so Bahlo: „In den 1980ern war ‚Spasti‘ genauso schlimm wie heute das ‚Ich fick deine Mutter‘.“ Aus der Fremdperspektive sei Sprache auch immer härter, als die betreffende Gruppe es sehen würde.

Sprache = Identifikation

Dazu kommt aber auch, dass Jugendliche in einem Elaborationsprozess ihre kommunikativen Möglichkeiten erproben. Sie testen Grenzen aneinander und an der Erwachsenenwelt. Hinzu kommt das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu. „Durch Sprache identifizieren wir uns“, stellt Bahlo fest. Daher sei die Jugendsprache auch nichts, was durch alle Regionen und alle sozialen Schichten gleich sei. Das Milieu sei dabei nicht unbedingt nur durch die soziale oder Bildungsschicht begrenzt, sondern zum Beispiel auch durch ein Hobby oder eine Ideologie. Ein Computer-Spieler habe einen anderen Wortschatz als ein Punk, so Bahlo. Auch der kulturelle Hintergrund spielt eine Rolle. Das Ehrempfinden im arabischen Sprachraum ist ein anderes als im europäischen. „Die Beleidigung der Mutter spielt eine sehr große Rolle“, stellt Bahlo fest.

Diese Erfahrung hat auch Kraus gemacht: „Es gibt ein anderes Frauenbild“, sagt er. Das spiegelt sich dann auch in der Art der Beleidigungen wider. Hinzu kommt, dass die Sprachbildung in den Schulen von Jahr zu Jahr leide: „In den Schulen werden die Curriculargaben immer niedriger angesetzt, was Lektüre, Wortschatz und sprachliche Exaktheit betrifft“, so Kraus. Das schlage sich dann in dem sprachlichen Miteinander der Jugendlichen nieder.

Hirnforschungen legen den Verdacht nahe, dass sich die Anwendung von sprachlicher Gewalt im Gehirn manifestiert – wer ihr häufiger ausgesetzt ist, nutzt sie auch häufiger selbst. Deswegen sei es an

den Eltern, den Sprachgebrauch ihrer Kinder zu hinterfragen, so Bahlo. Dabei gehe es aber nicht um ein Verbot, sondern um Sprachreflexion. Man könne Kindern und Jugendlichen durchaus kritisch begegnen und sie fragen, warum sie in einer bestimmten Situation beleidigend waren und ihnen als Ich-Botschaft sagen, dass man gekränkt ist. Diese Rückkoppelung könne ein Schritt zum Erwachsenwerden sein.

Jugendsprache wächst sich aus

Die Sprache der Jugendlichen verändert sich aber nicht nur innerhalb der Gruppe, sondern irgendwann auch mit dem Alter. Entwicklungsschritte wie das Eingehen einer Bindung oder die Aufnahme eines Berufs weisen Jugendlichen Stück für Stück Rollen in der Welt der Erwachsenen zu. Je mehr Rollen der Jugendliche einnimmt, desto mehr passt er sich an, weil er weiß, dass seine Wortwahl Konsequenzen hat. „Ich kann nicht zum Meister gehen und sagen: ‚Yo Digga, gestern auch wieder 2,8 im Turm gehabt?‘“, stellt Bahlo klar. Dabei ist diese Rollen-Grenze in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten altersmäßig immer mehr angehoben worden. Noch in den 1950ern war es üblich, mit 14 oder 15 Jahren eine Ausbildung zu machen und damit eine der ersten Erwachsenen-Rollen zu übernehmen. In den Jahrhunderten davor war dieses Alter noch niedriger, nur Studenten waren von den Erwachsenen-Rollen ausgenommen – das erste „Jugendsprachlexikon“ ist eigentlich ein „Lexikon der Studentensprache“ von 1749.

Subtile Pfeile vs. obszöne Angebote

Männer und Frauen gehen bei sprachlicher Gewalt unterschiedlich vor // von Doro Wilke

Männer und Frauen kommunizieren unterschiedlich. Das zeigt sich nicht nur in der Zahl der Wörter, die sie nutzen, um Sachverhalte darzustellen, sondern auch in der Emotionalität des Dialogs. Der Grund: Sie denken und handeln mit unterschiedlichen Hirnarealen. Das hat auch Auswirkungen auf gewaltbetonte Kommunikation.

Die Pro7-Moderatoren Joko und Claas schockten Mitte Mai ihre Zuschauer. In einer 15-minütigen Sondersendung präsentierten sie die virtuelle Ausstellung „Männerwelten“. In ihr zeigen verschiedene prominente und nicht-prominente Frauen, was sie von Männern ungefragt zugeschickt bekommen: Penisfotos, Beleidigungen, obszöne Angebote. Die Dunkelziffer der Frauen, die auf diese Weise sexuell belästigt werden, ist hoch – denn nicht immer trauen sich Frauen, an die Öffentlichkeit zu gehen oder den Verfasser der Nachrichten bei der Polizei anzuzeigen. Dabei ginge es den Männern, die solche Texte oder Bilder verschicken, gar nicht darum, die Frau von den eigenen vermeintlichen Vorzügen zu überzeugen, sagt Dietmar Heubrock, Rechtspsychologe und Forensiker

an der Universität Bremen: „Sie erwarten keine ‚Geilheit‘ – sie erwarten, dass die Frau vor Angst erschrickt. Diese Präsentation hat immer mit Macht und dem Ausspielen von Dominanz zu tun.“ Männer, die solche Nachrichten versenden, gingen davon aus, dass Frauen sie erdulden und keinen Widerspruch geben, weil es ihnen unangenehm sei.

Wichtig: Sich der Macht entziehen

Auch die Kommunikationsberaterin Cristina Muderlak kennt diese Systeme der Angst. Frauen seien, so Muderlak, nicht unbedingt ein „Opfer“ solcher Männer, sondern vielmehr eine „Zielscheibe“. „Der Mann hat ein sexuelles Bedürfnis und möchte sich interessant machen. Er macht sich in dem Mo-

ment keine Gedanken über die Befindlichkeit der Frau, sondern nur über sein eigenes Bedürfnis.“ Die erfolgversprechendste Möglichkeit, dieser sprachlichen Gewalt zu begegnen, ist laut Muderlak, sich nicht in eine Diskussion verwickeln zu lassen: „Dieser Macht des Mannes kann man sich nur entziehen, wenn man kurze, klare Ansagen macht und sich abwendet.“ Je mehr schlechte Erfahrungen Männer mit ihrer Art der Ansprache machten, desto weniger wahrscheinlich sei es, dass sie solche obszönen Anmachversuche wiederholen.

Männer bringen Gedachtes eher zur Handlung

Der Grund für die unterschiedliche Wahrnehmung sprachlicher sexueller Gewalt, so der Rechtspsychologe Heubrock, liege in der linken bzw. rechten Hirnhemisphäre. Frauen sind eher rechts-hemisphärisch verortet, damit ist auch eine höhere Emotionalität und Empathie verbunden. Männer sind eher links-hemisphärisch im Zusammenspiel mit einem stark ausgeprägten Broca-Areal, also der Region, die Sprache und Handeln miteinander verknüpft. Diese Kombination sorgt dafür, dass Gedachtes auch eher zur Handlung gebracht wird. Frauen hingegen denken vorher darüber nach, was das Gesagte beim Gegenüber auslösen könnte, so Heubrock. Dabei seien sie, was sprachlich sexuelle Aspekte betrifft, nicht unbedingt weniger stark ausgeprägt: „Auch

Frauen können sehr abfällig über Männer in erotisch-sexueller Hinsicht sprechen – aber untereinander“, stellt Heubrock klar, „sie würden es der Zielperson nicht weitergeben.“

Frauen kommunizieren unter der Gürtellinie

Dabei seien Frauen nicht weniger aktiv, wenn es um das Ausüben von sprachlicher Gewalt geht – sie üben sie nur anders aus, so die Kommunikationsexpertin Muderlak: „Ihre Aggression ist viel diffiziler: Sie spielen was runter, sind spitzfindig, machen sich lustig, verschießen subtile Pfeile unter die Gürtellinie.“

Für den Mann sei das mitunter sehr verletzend. Der Mann sei gekränkt, bestätigt Heubrock, aber das Problem sei, dass an Äußerungen dieser Art sachlich nichts auszusetzen sei. „Das macht Frauen ein Stück weit immun und ist ein taktischer Vorteil. Sie setzen Spitzzen, ohne dass sie haftbar gemacht werden können.“ Die Folge, das habe er als Forensiker bereits mehrfach erleben müssen, ist dann oft ein Ausrasten des Mannes, das in einem Tötungsdelikt endet: „Da heißt es dann in der Zeitung: ‚Aus einem nichtigen Anlass griff er zum Messer und stach mehrfach zu‘. Dabei waren diesem Anlass bereits mehrere Ereignisse vorangegangen; und eins hat dann das Fass zum Überlaufen gebracht. Das zeigt die langfristige Macht der sprachlichen Aggression.“



Cristina Muderlak ist gelernte Logopädin, arbeitet seit mehreren Jahren als Kommunikationsberaterin und -trainerin.

Dietmar Heubrock ist Professor für Rechtspsychologie an der Universität Bremen und beratend als Forensiker tätig.

Fotos: Christian Kolb, privat

Hassrede im Internet

Beschimpfungen führen zu weniger Werbeeinnahmen

Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut, das es zu schützen gilt. Jedoch vergessen immer wieder Menschen, die im Internet Beleidigungen posten, dass der Artikel 5 des Grundgesetzes aus weiteren Absätzen besteht, die diese Meinungsfreiheit in ihre Schranken weisen. Das Bundesverfassungsgericht hat in einem Urteil gegen einen Blogger deutliche Worte gefunden. Und diese Sicht auf Hassrede führt mittlerweile auch zu einer Selbstkontrolle von Werbetreibenden.

„Drecksfotze“ – diese Beschimpfung, die die Grünen-Politikerin Renate Künast auf Facebook über sich lesen musste, stellte noch

im September 2019 für die Richter des Landgerichts Berlin eine zulässige Meinungsäußerung dar. Erst im Januar 2020, nach vielen Protesten aus allen gesellschaftlichen Schichten, änderten sie ihr Urteil in Teilen ab. Die Welt ist sensibel geworden für Beleidigungen, Schmähkritik und Verleumdungen. In einem Urteil gegen einen Blogger, der wiederholt die bayerische Justiz wegen eines privaten Sorgerechtsstreits an den Pranger gestellt hatte, sprachen die Richter vor allem die Verbreitung durch das Internet an. „Es macht eben einen Unterschied, ob es sich um eine flüchtige Pöbeleie im kleinen Kreis handelt – oder um eine

schriftliche, mit Fotos garnierte Botschaft an zahlreiche Nutzer“, schrieb Wolfgang Janisch in der Süddeutschen Zeitung. Gleichzeitig stellte das Gericht aber auch klar: Ein Bundespolitiker muss sich mehr gefallen lassen und braucht damit ein dickeres Fell als ein Lokalpolitiker.

Die Universität Leipzig hat im Juni 2020 eine repräsentative Umfrage zur Hassrede durchgeführt. 79 Prozent der Befragten fanden, dass die Kommentare im Internet in den vergangenen fünf Jahren aggressiver geworden seien; 43 Prozent waren dafür, Hasskommentare im Netz härter zu bestrafen.

Erste selbstregulierende Konsequenzen gibt es bereits: Twitter markiert immer häufiger gewaltverherrlichende Tweets oder solche, die Falschnachrichten verbreiten (zuletzt auch von US-Präsident Trump). Platzhirsch Facebook steht unter Zugzwang, zumal die Plattform die Folgen in Form von Verlust an Einnahmen zu spüren bekommt: Coca-Cola, der Eishersteller Ben & Jerry's, die Kleidermarke The North Face und die Café-Kette Starbucks sind nur einige der Firmen, die angekündigt haben, keine Werbung mehr bei Facebook schalten zu wollen, solange dort nichts gegen Hassrede unternommen wird. SN

Sprache am Tatort

Eine schlechte Restaurant-Bewertung im Internet, eine Beleidigung per WhatsApp oder ein ausführlicher Drohbrief ... wer sich beleidigt oder bedroht fühlt, sucht Hilfe – zum Beispiel bei den „Sprachprofilern“. Das **Institut für forensische Textanalyse** untersucht Schreiben, um Tätern auf die Spur zu kommen. Leo Martin und Patrick Rottler sind Teil eines Expertenteams.

Herr Martin, aus welchen Fachgebieten kommen die Leute, die bei Ihnen arbeiten?

Leo Martin: Aus den Bereichen Sprachprofiling, also forensische Linguistik, Textaufbereitung und ich komme aus der Kriminalistik. Wo notwendig, ziehen wir auch einen Juristen zu Rate. Wir sehen uns als Kompetenzzentrum und arbeiten im Netzwerk.

Die Drohbriefe, die man gemeinhin aus Film, Funk und Fernsehen kennt, sind aus Zeitungen ausgeschnittene Buchstaben und Wörter, die auf einem Blatt Papier zusammengeklebt wurden. Gibt es diese „traditionellen“ Drohbriefe überhaupt?

Patrick Rottler: Diese Tradition hat es nie gegeben. Diese Zeitungsschnipselbriefe sind in Wirklichkeit eine Erfindung des Fernsehens. Durch diese Art der Darstellung soll dem Zuschauer auf einen Blick klar gemacht werden, dass es sich um einen Erpresserbrief handelt. Wenn so ein Brief in der Praxis auftaucht, dann liegt die Vermutung nahe, dass der Täter seine Bildung aus dem Fernsehen hat. Anonyme Briefe werden meistens am Computer erstellt und per Post verschickt. Oft haben wir es auch mit E-Mails zu tun, die von erfindenen Konten aus verschickt werden.

Das heißt: Auch einen am Drucker gedruckten Text kann ich zurückverfolgen?

Leo Martin: Ja, das ist kein Problem. Wir untersuchen nicht die Handschrift und nicht den Inhalt der Kommunikation, sondern ausschließlich die Sprachmuster. Wir stellen uns also die Frage: Wie geht der Täter mit Sprache um? Welcher Sprachgebrauch ist typisch für ihn? In der Wortwahl, in seinen Formulierungen, der Interpunktion und Grammatik.

Worauf achten Sie, wenn Sie Texte untersuchen.

Leo Martin: Beginnend bei der einfachen Wortwahl, über die Zeichensetzung und Grammatik, bis tief hinein in sprachpsycho-

logische Merkmale. Aufgabe eines Sprachprofilers ist es, Muster zu erkennen, die typisch für den Schreiber sind, die signifikant sind und die regelmäßig vorkommen. Die größte Aussagekraft haben Fehler, die der Schreiber systematisch macht, die man also auch prognostizieren könnte. Zum Beispiel, wenn ein Täter verlangt, dass etwas per „Nachname“ verschickt wird, und nicht per „Nachnahme“.

Heißt das, man kann sich also gar nicht so sehr verstellen, wenn man einen Drohbrief schreibt, weil die Persönlichkeit immer wieder durchkommt und Einzigartigkeiten ausbildet?

Patrick Rottler: Unsere Sprache läuft zum großen Teil unbewusst ab. Das gilt für das gesprochene Wort und für das geschriebene. Wir treffen nicht bei jeder Anrede, bei jeder Höflichkeitsform, bei jedem TextEinstieg, bei jeder Aktiv-/Passiv- oder Hauptsatz-/Nebensatzkonstruktion eine bewusste Entscheidung, sondern folgen unseren Gewohnheiten. Verstellen kann der Täter aber nur, was ihm bewusst ist. Es bleibt also meistens noch genug Material für die Analyse übrig.

Leo Martin: Außerdem fallen die Täter erfahrungsgemäß irgendwann aus dem Verstellungsmuster. Zum Beispiel an Textstellen, die ihnen besonders wichtig sind, an denen sie sicher verstanden werden wollen, oder am Ende des anonymen Briefes, wenn die Aufmerksamkeit nachlässt.

Was brauchen Sie, um den Urheber eines solchen Briefes zurückzuverfolgen?

Patrick Rottler: Unsere Auftraggeber haben oft einen Verdacht, wer hinter dem anonymen Angriff stecken könnte. Zum Beispiel weil im Drohbrief Informationen auftauchen, die nur ein ganz bestimmter Personenkreis wissen kann. Oder weil nur wenige Menschen ein nachvollziehbares Motiv haben. Dann analysieren wir auch Vergleichstexte von den verdächtigen Personen. Wenn in einem der Vergleichstexte dieselben signifi-



Leo Martin hat Kriminalwissenschaften studiert und war zehn Jahre lang für den deutschen Geheimdienst im Einsatz. Dort hat er das Kommunikationsverhalten von Menschen in Extremsituationen analysiert. Heute ist er der erste Ansprechpartner für die Auftraggeber des Institutes für forensische Textanalyse.

Patrick Rottler hat Kommunikationswissenschaften studiert und ist Experte für Datenanalyse. Als Sprachprofiler am Institut für forensische Textanalyse ist er für den Bereich Internetkriminalität verantwortlich. Aber auch gewöhnliche Morddrohungen landen auf seinem sprachwissenschaftlichen Seziertisch.

© Sprachprofiler.de

kanten Sprachmuster vorkommen, wie auch im anonymen Brief, dann wissen wir, wer der Schreiber ist.

Wenn Sie keine Vergleichstexte haben – hat das Opfer dann schon verloren, oder können Sie trotzdem bestimmte Hinweise auf den Schreiber eines Drohbriefs geben?

Leo Martin: Wenn wir nur den anonymen Brief und keinen Verdächtigen haben, versuchen wir aus dem Text Rückschlüsse über den Autor zu ziehen. Wir fragen uns, ob er eher männlich oder weiblich ist, jünger oder älter, wie es mit seinem Bildungsgrad aussieht und wo er regional herkommen könnte. Dadurch entsteht eine grobe Skizze, die als Arbeitshypothese die weiteren Ermittlungen eingrenzen kann.

Sie werden auch regelmäßig zu Kriminalfällen herangezogen – welcher ist Ihnen ganz besonders im Gedächtnis geblieben?

Leo Martin: Ein ganz besonderer Fall war bereits mein erster Berührungspunkt mit der forensischen Linguistik. Ich wurde damals beauftragt, für einen Promi ein Stalking-Problem zu lösen. Die angebliche Stalkerin hätte seine Beziehung und sein Leben zerstört. Als wir mit klassischen Ermittlungen nicht weiter kamen, haben wir einen Sprachprofiler beauftragt. Der hat dann festgestellt, dass der Promi die Stalking-Texte selbst geschrieben haben muss. Offensichtlich war das sein Weg, um Schlagzeilen in den Medien zu bekommen.

Was sind das generell für Menschen, die Drohbriefe schreiben?

Patrick Rottler: Die Bandbreite der Auslöser und Motive ist groß. Sie reicht von einem erlebten Ohnmachtsgefühl, über verletzte Werte, mangelndes oder überzogenes Selbstwertgefühl bis hin zur kriminellen Energie. Meistens werden anonyme Briefe in einem Erregungszustand geschrieben, also in einem emotionalen Ausnahmezustand.

Drohen Männer und Frauen in solchen Briefen unterschiedlich?

Leo Martin: Die Wissenschaft streitet, ob es überhaupt wirklich weibliche oder männliche Sprachmuster gibt. Unserer Erfahrung nach schreiben Frauen gerne emotionaler und härter. Wir haben eine Handvoll Kriterien, über die wir nicht sprechen, um anonymen Tätern keine Vorteile zu verschaffen.

Wer sind Ihre Kunden?

Leo Martin: Wir arbeiten zu 80 Prozent für Unternehmen, die stille Ermittlungen, ohne Polizei und Staatsanwaltschaft im Haus wollen. Zu zehn Prozent arbeiten wir für Sicherheitsbehörden, zu zehn Prozent für private Personen. Dann geht es von Stalking über Betrug bis hin zum gefälschten Testament. Die Analyse eines einfachen Falles kann bis hin zum fertigen Gutachten schnell mal 30 bis 40 Stunden in Anspruch nehmen. Wenn Gefahr droht, machen wir eine Blitzanalyse und sind nach etwa fünf Stunden auskunftsfähig.

Die Fragen stellte Doro Wilke.

Warum nicht mal ein **Bürgerbegehren** anzetteln?

Wenn der engagierte Sprachfreund sieht, was sich in deutschen Kommunen so alles tut, dreht sich ihm der Magen um. Hier wird eine Veranstaltung rein englisch angekündigt, als hätte der Werbeträger versehentlich ein Plakat, das für eine Stadt im Vereinigten Königreich bestimmt war, auf die Hauswände gepappt („The Future of Science“). Dort wird eine städtische Einrichtung umbenannt („Central Swimming Institute“). Sind die Bürger diesem sprachvergessenen Treiben hilflos ausgeliefert?

Also schreiben sie ... an die Stadtverwaltung, an den Bürgermeister, an den Rat. Sie erfahren, wie heute bei Kritik an den Dienstleistungen der öffentlichen Hand, die unzureichende Personalausstattung erlaube eine Auseinandersetzung mit den Argumenten des Einsenders nicht. Womöglich erhalten sie sogar eine therapeutisch getönte Antwort nach dem Motto, wir nehmen Ihre Ausführungen sehr ernst. Bei Lokalpolitikern vorzusprechen, ist selten erfolgreich, wenn man nicht einen interessendienlichen Machtfaktor ins Feld führen kann. Gelegentlich

hört man die Auffassung, wegen der Regelung des § 23 Abs. 1 Verwaltungsverfahrensgesetz – „Die Amtssprache ist Deutsch“ – könne sich der einzelne Bürger an das Verwaltungsgericht wenden, wenn ihm Maßnahmen der Stadt „gegen den Strich gehen“. So ist es aber nicht. Nur wenn er in seinen persönlichen Rechten beeinträchtigt ist, steht ihm der Weg zum Verwaltungsgericht offen. Das Zauberwort lautet „Bürgerbeteiligung“!

Unter dem Stichwort „Direkte Demokratie“ haben die Länder, zögerlich zwar, die Möglichkeit geschaffen, – neben den üblichen politischen Wahlen – unmittelbar auf Verwaltungspraxis und Kommunalpolitik einzuwirken. Die Voraussetzungen der Gemeindeordnungen wirken zum Teil recht bürokratisch und sind je nach Bundesland unterschiedlich. Einen guten Überblick gibt der Bericht „Bürgerbegehren“ des Vereins „Mehr Demokratie e. V.“ (vgl. www.mehr-demokratie.de). Hier stecken Chancen für die Arbeit aktiver VDS-Gruppen, wenn sie die im Verfahren steckenden Hürden überwinden. Mit einem Bürgerentscheid kann man auf den meisten

Gebieten der Kommunalpolitik rechtswirksam Entscheidungen erzwingen, was ein einzelner Bürger nicht vermag.

Ein in X-Stadt vom VDS initiiertes Bürgerbegehren bis hin zum Bürgerentscheid könnte wie folgt ablaufen:

a) Unsere Kritik an einem bestimmten Projekt, einer neuen oder neu benannten Institution, an der Bezeichnung einer Veranstaltung, eines Projekts oder des Titels einer Veröffentlichung in englischer Sprache sollte die Sympathie breiterer Kreise der Bürgerschaft finden.

b) Die Größe der Stadt sollte überschaubar sein, damit die Masse der einzuholenden Unterschriften von unseren ehrenamtlich tätigen Mitgliedern zu bewältigen ist. So betrüge das Unterschriftenquorum von beispielsweise 2 Prozent der Wahlberechtigten einer Stadt mit 50.000 Einwohnern, geht man von 80 Prozent Wahlberechtigten aus, 800. Zudem werden die Zustimmungsquoren, die beispielsweise bis zu 30 Prozent betragen, erfahrungsgemäß in überschaubaren Gemeinden eher erreicht als in großen Städten.

c) Zur zuverlässigen Handhabung des formstrengen Verfahrens muss die örtliche VDS-Gruppe einen Rechtskundigen an ihrer Seite haben, der sich im Vorschriften Dickicht sicher bewegen kann. Rechtliche Erfahrung ist erforderlich, um Anträge usw. sauber zu formulieren und die Verfahrensregeln zu beachten. Verwaltung und Kommunalpolitik sind nämlich gegenüber Bürgerbegehren selten aufgeschlossen. Sie neigen dazu, formelle „Haare in der Suppe zu finden“, damit das Anliegen scheitert.

d) Hilfen durch die Geschäftsstelle in Dortmund sind im Einzelfall möglich. Die Regionalgruppe, welche sich solch ein Bürgerbegehren vornimmt, sollte allerdings personell und fachlich in der Lage sein, ihr Projekt allein zu stemmen. Kommt es tatsächlich zum Bürgerentscheid, wird das Wahlverfahren von der öffentlichen Verwaltung betrieben.

Scheitert solch ein Projekt einer mutigen Regionalgruppe, könnte dies immerhin der Öffentlichkeitsarbeit noch nützen.

Wir haben also wenig zu verlieren.

Kurt Gawlitta

Missbräuchliche Knacklaute

Immer mehr Moderatoren in ARD und ZDF wie Anne Will oder Claus Kleber versuchen jetzt sogar, den Genderstern zu sprechen. Das halten wir für gefährlich, da dann bei Personenbezeichnungen oft nur die weibliche Form hörbar ist. Der VDS-Vorsitzende Walter Krämer, zugleich auch

Sprecher der Stiftung Deutsche Sprache, hat deshalb an über 500 Mitglieder deutscher Rundfunkräte den folgenden Brief gerichtet (hier an ein Mitglied des Rundfunkrates des BR). Inzwischen haben zahlreiche Mitglieder reagiert und wollen die Position des VDS vertreten.

Wir erlauben uns, Sie als Mitglied des Rundfunkrates des Bayerischen Rundfunks auf eine Praxis aufmerksam zu machen, die uns in Sendungen des Bayerischen Rundfunks aufgefallen ist, namentlich in Beiträgen zu kulturellen Themen. Diese Praxis besteht darin, dass Sprecher beiderlei Geschlechts Personenbezeichnungen mit der femininen Endung –innen in der Weise aussprechen, dass sie zwischen der Personenbezeichnung und ihrer Endung einen Kehlkopf-Knacklaut (*phonetisch: [ʔ]*) einfügen, also zum Beispiel Redakteur?innen, Französ?innen, Kund?innen sagen; bei negativen Personenbezeichnungen wie zum Beispiel Dieb?innen oder Rechtspopulist?innen wird hingegen kaum „gendert“. Die Sprecher möchten damit zum Ausdruck

bringen, dass sie eine „gendergerechte“ Sprache für erforderlich halten, indem sie den – rechtsschreibwidrigen – „Genderstern“ hörbar machen. Sie stehen damit auch im Widerspruch zu dem Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung vom 16. 11. 2018, der die Vorlesbarkeit entsprechender Lösungen fordert.

Dieser Knacklaut (der von sehr geringer akustischer Stärke ist) bleibt allerdings oft unhörbar oder wird gar gänzlich vermieden. Dann wird ausschließlich die gemäß aller deutschen Grammatiken und Wortbildungslehren unstrittig feminine Form hörbar, womit die jeweilige Personenbezeichnung männliche Mitglieder explizit ausschließt. Ein Verzicht auf die feminine Endung würde das Problem lösen, denn maskuline Personenbezeichnungen sind

grundsätzlich generisch, wie wissenschaftliche Grammatiken des Deutschen dies klar formulieren. Movierte Personenbezeichnungen (solche auf –innen) hingegen bezeichnen ausschließlich weibliche Personen, sie schließen männliche Personen aus. Warum das so ist, hat der große Sprachforscher Roman Jakobson in seiner Markiertheorie gezeigt, die in der grammatischen Wissenschaft unbestritten ist. Einige Überlegungen dazu von Fachleuten für die Grammatik des Deutschen finden Sie in der beiliegenden Broschüre.

Wir möchten Sie bitten, dieses Problem auf die nächste Tagesordnung des Rundfunkrates des Bayerischen Rundfunks setzen zu lassen. Erstens verstößt diese Praxis gegen elementare Regeln der deutschen Grammatik, zweitens sollte es dem Bayerischen Rundfunk nicht

gleichgültig sein, wenn in einigen seiner Sendungen der männliche Teil einer Gruppe, von der die Rede ist, oft auch der männliche Teil der Hörerschaft ausgeschlossen wird. Da die Beitragszahler des Bayerischen Rundfunks etwa zur Hälfte männlich sein dürften, sollte diese diskriminierende Praxis umgehend unterlassen werden.

Womöglich fragen Sie sich, ob in Zeiten der Corona-Pandemie nicht andere Probleme wichtiger sind. Das ist zweifellos der Fall. Doch wäre es wünschenswert, wenn in diesen Zeiten die Hörer bzw. die Zuschauer des Bayerischen Rundfunks nicht mit einer diskriminierenden Praxis behelligt würden, die jeder grammatischen Grundlage entbehrt. „Die Politik“ lässt sich erfreulicherweise in Fragen der Pandemie von ausgewiesenen Wissenschaftlern beraten. Wir möchten Sie bitten, sich in der vorliegenden Frage von Fachleuten für die grammatische Wissenschaft beraten zu lassen und darauf hinzuwirken, dass in den Sendungen des Bayerischen Rundfunks der missbräuchliche Knacklaut [ʔ] in Personenbezeichnungen unterlassen wird und die Redaktionen aufgefordert werden, sich an die Regeln der deutschen Grammatik zu halten.

Walter Krämer

Gendern – Nein, Danke!

Ich bin männlich, ignorant, erzkonservativ, anti-feministisch und habe von der Gleichstellung sowieso keine Ahnung. Außer-dem ist sie mir völlig egal. So sehen mich vermeintlich einige „Gender-Befürworter“, denn ich gendere nicht und wehre mich gegen eine zwanghafte Veränderung der Sprache.

In George Orwells Buch „1984“, das das Bild eines totalitären Staates zeichnet, arbeitet die Hauptfigur im Ministerium für Wahrheit, das die Sprache „Neusprech“ entwickeln soll, um den Bürgern eine eigene Sprache des Staates aufzuzwingen, durch die sie kontrolliert und manipuliert werden können. In Orwells Werk fungiert die Sprache als eine Säule der Diktatur.

Sprache regelt der Markt

Sprache sollte allerdings nichts sein, worüber der Staat, das Kollektiv oder einzelne Minderheiten entscheiden. Sprache muss immer durch ihre Verwender gestaltet werden. Neue Wörter und Redewendungen werden durch die Individuen in freiwilliger Benutzung eingebürgert und finden den Weg in den alltäglichen Sprachgebrauch. Sprache regelt der Markt, nicht die Professoren der Gender Studies.

Das „Gendern“, das die Diskriminierung aller Geschlechter – abgesehen vom Mann – ein für alle Mal beenden soll, bringt allerdings nicht, was es verspricht. Durch das generische Maskulinum wird niemand diskriminiert. Dieser Ansicht folgt auch der Bundesgerichtshof in einer Entscheidung. So entschied der BGH 2018 gegen eine Sparkassenkundin, die sich durch die Grußformel „Sehr geehrter Kunde“ nicht angesprochen fühlte. Begründet wurde das Urteil damit, dass die „grammatisch männlichen Personenbezeichnung jedes natürliche Geschlecht umfasse“.

Mich stört an vielen Befürwortern der geschlechtergerechten Sprache das aggressive, elitäre, paternalistische und teils arrogante Auftreten. Oder das Gendern aus Opportunismus und Anpassung. Man denke hier an Aktivisten und Nervensägen wie Anne Wizorek.



Neben der Schule studiert **Torben Hundsdoerfer** Jura in einem Frühstudium an der Universität Bielefeld.

Wer gendert, hat das Problem unserer Gesellschaft verstanden, hat den Weitblick, bezieht alle mit ein, handelt moralisch überlegen. Wer noch nicht gendert ist hinten dran, ignorant und vielleicht sogar ein Rechter. Je nachdem, mit wem man gerade spricht. Eine Entmoralisierung würde der Debatte sicherlich guttun.

Gibt es geschlechtergerechte Sprache überhaupt?

Selbst die Befürworter der angeblich gendergerechten Sprache sind sich nicht einig, was überhaupt gerecht sein soll. Reicht der Unterstrich, das Binnen-I, das Gendersternchen, oder braucht man nur noch Partizipialformen, die gegen die grammatikalischen Normen sprechen? Scheinbar spielt Grammatik aber keine Rolle mehr, sofern es um die gute Sache geht. Oder soll man grammatikalische Geschlechter gleich streichen und durch neutrale Endungen ersetzen wie ein „X“? Diese Liste wäre beliebig fortzusetzen, ein „gerechtes“ Ende jedoch nicht in Sicht.

Gendergerechte Sprache ist meist schlicht unverständlich und unästhetisch. Vielen Leuten, die sowieso schon Leseprobleme haben, wird so das Lesen und Verstehen weiter erschwert. Man denke sich, allgemein abstrakt formulierte Texte, wie Gesetze, seien umfassend gegendert – inklusive der Pronomina. Das Erschließen dieser Texte wird so um ein Vielfaches umständlicher. Das Grundprinzip der Grammatik, nämlich die Fähigkeit der Abstraktion, geht

verloren. Und die Schönheit der deutschen Sprache.

Die Umbenennung der Studentenwerke in Berlin zu „Studierendenwerke“ hat Berlin – beziehungsweise Bayern – 800 000 Euro gekostet. Gleichstellung muss uns das wert sein, mögen manche sagen. Doch wie sieht seit dieser Umbenennung die Geschlechterquote aus? Haben wir genauso viele Frauen wie Männer dort? Ich habe da meine Zweifel. Das Ende von Diskriminierung und echte Gleichstellung findet in konkretem Handeln statt, nicht durch das Einfügen eines Gendersternchen in Gesetzestexte.

Ich verbiete das Gendern niemandem, denn ich bin für die Freiheit in der Sprache. Doppelnennungen von zum Beispiel Schülerinnen und Schülern halte ich oft für durchaus sinnvoll, allein der Höflichkeit wegen. Diese Freiheit heißt, dass mir niemals jemand vorschreibt, wie ich ein Binnen-I und Gendersternchen zu benutzen habe. Das heißt, dass der Staat sich aus der Sprache raushält, dass er selbst nicht gendert und den Schülern und Studenten in Schule und Universität nicht sagt, sie haben zu gendern. Vielleicht wandelt sich unsere Sprache mal so, dass wir alle gendern. Bis dieser freiwillige Wandel nicht stattgefunden hat, werde ich weiterhin dagegen sein.

Torben Hundsdoerfer

Torben Hundsdoerfer (16) besucht die 10. Klasse eines Gymnasiums in Ostwestfalen-Lippe und ist Stellvertretender Kreisvorsitzender der JuLis Lippe. torbenhundsdoerfer@julis.de

Gesellschaft für deutsche Sprache gegen Gendersternchen

Das Gendersternchen sei weder mit der deutschen Grammatik noch mit den Regeln der Rechtschreibung konform, stellte die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in einer Pressemitteilung klar. Sowohl bei der Verwendung des Gendersternchens als auch bei anderen Formen wie dem Gender-Unterstrich oder dem Gender-Doppelpunkt komme es zu grammatisch falschen Formen – beispielsweise Arzt*in oder Ärzt*in. Die Nutzung unterschiedlicher genderneutraler Formen führe außerdem zu Uneinheitlichkeit.

Auch für die Aussprache gebe es verschiedene Varianten, sodass das Gendersternchen bei Spre-

chern und Zuhörern Unsicherheiten hervorrufe. Eine diskriminierungsfreie Sprache werde von der GfdS natürlich befürwortet, jedoch stelle das Gendersternchen „aus sprachlicher Sicht kein geeignetes Mittel dar, um dieses Anliegen umzusetzen“. Weiter heißt es: „Die orthografische und grammatische Richtigkeit und Einheitlichkeit, die (Vor-)Lesbarkeit und die Verständlichkeit eines Textes stehen [...] an erster Stelle und müssen auch in einer diskriminierungsfreien Sprache gewährleistet sein. Die GfdS rät daher ausdrücklich davon ab, das Gendersternchen und ähnlich problematische Formen zu verwenden.“

SN

Mehrsprachigkeit in der EU

In der Europäischen Union sprechen knapp 20 Prozent der Menschen Deutsch als Muttersprache. Zusammen mit weiteren 10 Prozent, die Deutsch als Fremdsprache beherrschen, sprechen insgesamt rund 30 Prozent der EU-Bürger Deutsch. Im Arbeitsbetrieb der EU-Einrichtungen und in ihrer Außendarstellung überwiegen jedoch das Französische und insbesondere das Englische. Dietrich Voslammer, Leiter der VDS-Arbeitsgruppe „Sprachenpolitik in Europa“, sprach über dieses Thema mit Frank Burgdorfer,



Europäische Bewegung Deutschland

Vorstandsmitglied der Europäischen Bewegung Deutschland (EBD), welcher auch der VDS angehört. Die 1949 gegründete EBD ist das größte Netzwerk für Europapolitik in Deutschland mit 255 Mitgliedsorganisationen aus Gesellschaft und Wirtschaft.

Das Gespräch diente dazu, die politischen Forderungen der EBD für das nächste Jahr zu erarbeiten, die dann der Mitgliederversammlung zur Abstimmung gestellt werden. Dietrich Voslammer wies auf das Schattendasein der deutschen Sprache in den EU-Einrichtungen hin und äußerte die Sorge, dass sich auch in den anderen Mitgliedsstaaten viele von der EU abwenden könnten, wenn sich beispielsweise Ursula von der Leyen und die Europäische Kommission der Öffentlichkeit gegenüber vornehmlich auf Englisch präsentierten. Vielmehr sei es wichtig, Sprachenvielfalt in ganz Europa als etwas Bereicherndes und Sinnstiftendes anzuerkennen.

Voslammer bedauerte, dass sich unter den gängigen Verfahrenssprachen der EU keine slawische Sprache befindet und schlug vor, den offiziellen Internetauftritt der deutschen EU-Ratspräsidentschaft ab Juli 2020 sechssprachig zu gestalten: auf Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Polnisch. Damit würde Deutschland dem Beispiel der letzten französischen Ratspräsidentschaft (2008) folgen, deren Netzauftritt ebenfalls in diesen sechs Sprachen gestaltet war.

Holger Klatte

FUND-
STÜCKE**Überspanntes Sprachgehab**

Von diesem ganzen überspannten Sprachgehab halte ich nichts. Natürlich müssen wir darauf achten, dass wir in unserer Sprache niemanden verletzen, und Sprache formt unser Denken ein Stück weit. Aber jeder soll noch so reden können, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann

Anständiger deutscher Name

Wirecard ist ein Begriff aus dem Raubtierkapitalismus der Amis und Anglos. WmdW wettet, alles wäre gut geblieben, wenn Wirecard sich einen anständigen deutschen Namen gegeben hätte. ZEIT-Herausgeber Josef Joffe in seiner Kolumne WmdW im Tagesspiegel

Man könnte ...

Fachleute sprechen von sogenannten Superspreadern, wenn jemand bei einem Anlass viel mehr Menschen ansteckt, als zu erwarten wäre. Auf Deutsch könnte man sie Superverbreiter nennen.

Die Welt, Ausgabe vom 11. Juni 2020

Ohne Stimme

Wenn ein Volk keine Stimme hat, merkt man es sogar beim Singen der Nationalhymne.

Stanisław Jerzy Lec

Berechtigte Frage

Sie spreken mit Französisch, Ihr Gnade?

Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier?

Lessing: Minna von Barnhelm

Neu ausgerichtet

Sekretär*in (m/w/d) des Chief Information Officers

Stellenanzeige der Stiftung Preußischer Kulturbesitz

Hartnäckige Präposition

Skateboard-Boom durch Lockdown. Textband über Bildschirm von n-tv, 2020

Nametagrückgabe

Beschriftung eines Ablagekörbchens am Ausgang eines Konferenzraums in München, in welches die Teilnehmer ihre Namensschilder ablegen sollten.

„Sie haben einen an der Waffel“

Eine nicht ganz ernstgemeinte Betrachtung // Von Markus Tönnishoff

Deutschland galt mal als Land der Dichter und Denker. Doch im Januar 2019 hat die Stadtverwaltung der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover angekündigt, zukünftig im Dialog mit ihren Bürgern nur noch die geschlechtergerechte Sprache zu verwenden. Andere Städte sind gefolgt. Treibende Kraft hinter diesem Projekt war die Referentin für universelle Gleichstellung, Sprachwissenschaftlerin Dr. Gesine Eisenkot, mit der ich mich in meiner Eigenschaft als Journalist über dieses Vorhaben auf erfrischende Art und Weise unterhalten habe.

„Frau Dr. Eisenkot, finden Sie nicht ...“ Schon meine erste Frage, die ich eigentlich noch gar nicht als ausgereift empfunden hatte, rief bei Frau Dr. Eisenkot heftigen Protest hervor. „Herr Tönnishoff, oder welchen Namen Sie auch immer gerade missbrauchen, bitte nehmen Sie zur Kenntnis, dass die dritte Silbe meines Nachnamens eindeutig männlich konnotiert ist. Kot. Die universell geschlechtergerechte Ansprache muss also korrekt ‚Frau Dr. Eisenkotin‘ heißen“, belehrte mich Frau Dr. Eisenkotin. Ich traute mich kaum, das Gespräch fortzusetzen, aber dann hatte ich einen vermeintlich genialen Gedanken, den ich der Sprachwissenschaftlerin verschüchtert mitteilte. „Müsste an dieser Stelle nicht das Gendersternchen zum Einsatz kommen?“ Dr. Eisenkotin lächelte nachsichtig ob meiner Dummheit und sprach: „Wörter mit der Endsilbe ‚chen‘ oder ‚ling‘ stellen eine unzulässige Verniedlichung dar. Wir haben nicht das Recht, andere Lebewesen und Dinge auf diese Art und Weise klein zu machen. Es muss also nicht Sternchen heißen, sondern Sternende oder Gesternte.“

„Das ist ja hoch interessant“, platzte es aus mir heraus. „Wie nennen wir denn dann in Zukunft Frischlinge?“

„Ganz einfach. Die Gefrischten.“ „Und Säuglinge?“

„Die Gesäugten. Oder aber die Säugenden. Wie Sie wollen.“

„Und die Pfifferlinge werden dann wohl zu den Gepfifferten.“

„Genau richtig“, bestätigte mir Frau Dr. Eisenkotin.

Da unsere Diskussion ein wenig abgeschweift war, wollte ich die geniale Sprachwissenschaftlerin nun wieder in Richtung geschlechtergerechte Sprache manövrieren. „Frau Dr. Eisenkotin ...“ Wieder fiel mir die Sprachkompetenzbombe ins Wort. „Warum sprechen Sie mich mit Frau an? Das ist eine Unverschämtheit andersgleich. Sie wissen doch gar nicht, ob ich mich vielleicht als Mann oder als Trans- oder Intersexuelle definiere. Vielleicht ja sogar als Teddybär. Sprechen Sie mich einfach als Doktorende Eisenkotin an.“

„Gut. Sehr gerne, Doktorende Eisenkotin. Die Sozialdemokraten in Hannover haben ja nun die geschlechtergerechte Sprache eingeführt, finden Sie nicht, dass ...“

„Es gibt keine Sozialdemokraten mehr. Sie heißen jetzt Sozialdemokratisierende!“, belehrte mich die Doktorende. Sie als Journalierende müssten das eigentlich wissen“, tadelte sie mich.

„Und was sagt die Bundeskanzlerin dazu?“

„Sie meinen die Bundeskanzlerin?“

„Ja, in etwa so ... oder so ähnlich“, seufzte ich. „Hat die Kanzlerin nicht kürzlich bei dem Jahrestreffen der Ornithologen ...“

„Herr Tönnishoff“, blaffte mich die Sprachwissenschaftlerin an, „es heißt Ornithierende.“

„Nicht Ornithologisierende?“

„Nein, sondern ... äh ...“

Toligidierende ... äh ...

-sierende... äh ... Tau-

bendesierende... Am-

selnde ... äh... aber

irgendwie auch

Spechtende.“

„Können wir uns

vielleicht auf Vögeln-

de einigen?“, schlug ich

vor.

Mir schwirrte der Kopf – oder muss es heißen Kopfender oder Kopf*in? Ich wusste es nicht mehr. Nur langsam gelang es mir, meine Gedanken*innen in geordnete Bahnen zu lenken. Ich griff zu meinem Füllfederhalter, pardon, zu meinem zu füllenden Haltenden, um mir ein paar Notizen zu machen. Sodann wollte ich das Gespräch zu Ende bringen – doch eine Bitte hatte ich noch. „Doktorende Eisenkotin, könnten Sie vielleicht folgenden Satz in geschlechtergerechte Sprache übersetzen: Frau Müller hat Drillinge in Mannheim zur Welt gebracht und würde jetzt gerne einen Hummer mit Nudeln essen.“

Eisenkotin konnte diesen Satz selbstredend mühelos übersetzen: „Eine Müllernde hat in Menschen*innenheim Gedrillte auf die Welt gebracht und würde jetzt gerne Hummernde mit Nudelnden essen.“

„Sie haben doch wirklich einen an der Waffel“, entfuhr es mir.

„Falsch“, verbesserte mich die Doktorende. „Ich bin eine Waffelnde!“



Bundesverfassungsgericht stärkt das generische Maskulinum

Die Beschwerde einer Sparkassenkundin, mit der sie die Verwendung der Gendersprache in Formularen ihrer saarländischen Sparkasse durchsetzen wollte, ist vor dem Bundesverfassungsgericht gescheitert. Das Gericht hat die Beschwerde nicht zur Entscheidung angenommen, weil die Beschwerdeführerin sich nicht mit dem Urteil der Vorinstanz

auseinandergesetzt habe, so das BVerfG in einer Pressemitteilung. Unter anderem sei sie nicht darauf eingegangen, dass das Grundgesetz selbst das generische Maskulinum verwendet.

In einem vorhergehenden Urteil hatte der Bundesgerichtshof 2018 entschieden, dass neutrale Personenbezeichnungen (z. B. Kontoinhaber) in unpersönlichen

Vordrucken nicht das Geschlecht unterscheiden müssen. Das generische Maskulinum sei „geschlechtsblind“, so dass weder ein Eingriff in das Persönlichkeitsrecht noch einen Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz vorliege.

Damit ist die Klägerin mit ihrem Anliegen in allen deutschen Gerichtsinstanzen erfolglos geblieben. SN

Eine eigene Sprache der Physik

Entkoppeln wir Physiker uns sprachlich von der Gesellschaft? // Von Gero Vogl

Kommunizieren wir Physiker genug? Machen wir unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern mit einfachen Begriffen klar, was all die Fortschritte für sie bedeuten, die unsere Wissenschaft erzielt und welche die Welt in den letzten 200 Jahren stärker verändert haben als alle Fortschritte über hunderte oder gar tausende Jahre vorher? Ich bezweifle das. In der wichtigsten Frage unserer technischen Gesellschaft, woher die Energie beziehungsweise der elektrische Strom kommt, herrscht bis in die Reihen der Entscheidungsträger physikalisch-technisches Unwissen. Denn sonst würden Wunschvorstellungen und

Versprechen über Versorgungssicherheit, CO₂-Reduktion, Batterieleistungsfähigkeiten, Wasserstofftechnologie oder Kernenergie nicht so oft quasireligiös diskutiert – und beschlossen! Wo das Wissen fehlt, beginnt der Aberglaube. Wir sind auf bestem Weg, nicht mehr dem Informationsanspruch der Gesellschaft, die unsere wissenschaftliche Tätigkeit finanziert, gerecht zu werden.

Nein, wir Physiker kommunizieren nicht genug! Wir sprechen auch gar nicht mehr die Sprache des Volks; wir sprechen mit Kollegen nur zu häufig eine eigene Sprache: „poor

English“. Ich meine, das ist ein beunruhigendes Indiz, und dass die wenigsten unter uns das gefährlich finden, ist noch beunruhigender.

Früher haben wir unsere Gastforscher zum Deutschlernen ins Goethe-Institut geschickt. Die Monate, in denen sie dort viel Zeit

Wir Physiker verzichten auf die Gewandtheit im Ausdruck unserer Muttersprache.

neben ihrer Arbeit im Labor verbrachten, lohnten sich. Anschließend konnten sie mit den Leuten in der Werkstatt und im Lebensmittelladen reden und verstanden unsere Seminarvorträge. Heute passen wir uns an: Wenn auch nur ein einziger im Seminar sitzt, der des Deutschen nicht völlig mächtig ist, sprechen wir unser oft „poor English“, und wenn keiner drin sitzt, „zur Übung“ auch. Genauso oft ist Englisch die dominierende Sprache auf Tagungen in deutschsprachigen Ländern.

Doch aus meiner Sicht führt der freiwillige Verzicht auf die

Verwendung der Muttersprache zum Verlust der Gewandtheit im Ausdruck, zu seiner Verflachung und letztlich zum „Sprachverlust“: Raffinierte Wendungen erfordern schon in der Muttersprache mehr als Routine, Humorvolles kommt in einer fremden Sprache nicht recht an, und auch dialektale Einsprengsel sind nicht möglich.

Der Sprachschatz und die sprachliche Gewandtheit sind gegenüber der Muttersprache verarmt.

Ich bin geprägt durch das Wienerisch meiner Studentenzeit, es war voll von Dialektausdrücken aus dem Jiddischen, dem Böhmisches, dem Tschechischen, dem Französischen, dem Italienischen. Heute spricht auch in Wien die Jugend abgeschrunpfte Fernseh-Hochdeutsch – und „poor English“. Ich behaupte, dieser Sprachverlust korreliert mit dem Rückgang des Lesens von Literatur außerhalb des eigenen Fachs. Schrödinger hat noch selbst gedichtet, und Einstein würzte seine Veröffentlichungen mit sarkastischen Bemerkungen.

Die Gesellschaft zerfällt in die naturwissenschaftlich technische „Elite“ und die breite „Öffentlichkeit“. Und die „Elite“ schafft es immer weniger, die Komplexität der heutigen Welt dem Normalbürger in seiner Sprache zu vermitteln, ihn über drohende Gefahren oder neue Möglichkeiten zu informieren. „Ein Physiklehrer, der sein Fach auf Englisch gelernt hat, kann es schlecht mitreißend auf Deutsch unterrichten“, schrieb Dr. Dietrich Voslammer im Physik-Journal 10 (Februar 2011, S. 3).

Die Veranstaltungen im DPG-Jubiläumsjahr könnten Anlass sein, unsere Bereitschaft zu überdenken, die Gesellschaft auf für sie verständlichem Weg zu informieren.

Das sind Gedanken eines alten Professors, so mögen viele junge Kollegen denken: Um eine Karriere zu machen, kann man sich heute weder Shakespeare noch Goethe, weder ein Rilke-Gedicht noch ein Handke-Theaterstück leisten. Vielleicht haben sie ja recht: Wir sind Getriebene ...

Ich habe nicht gendergerecht geschrieben, schon weil ich den Eindruck habe, dass es bei den weiblichen Mitgliedern unserer Wissenschaftsgesellschaft mit der Sprachbeherrschung etwas besser aussieht.

Erschienen in: Physik Journal 19 (2020) Nr. 6, S. 3. Mit freundlicher Genehmigung von Wiley-VCH Verlag GmbH & Co. KGaA.



Prof. Dr. Gero Vogl ist emeritierter Physikprofessor an der Universität Wien. Er habilitierte sich an der TU München und war Professor an der FU Berlin. Er hat viel im Ausland geforscht (Frankreich, USA, Japan, Indien).

Hochmut kommt vor dem Fall

Drahtkarte“ würde wohl niemand sein Unternehmen nennen; der Name wäre einfach zu lächerlich und zu dumm. Aber man braucht nur die beiden Wortbestandteile durch ihre englischen Entsprechungen zu ersetzen – deren Zusammensetzung Shakespeare sicher hätte schaudern lassen – und sofort schaltet sich bei allen der Verstand aus: Anleger und kreditgebende Banken werfen ihr Geld den Gründern hinterher, Bazooka-Olaf schaut über Hinweise zu Unregelmäßigkeiten großzügig hinweg und gegenüber dem Genossen Xi preist Mutti sogar voller Stolz die Klitsche eines Herrn Braun als innovatives Technologieunternehmen. Dabei kann weder von Innovation noch von – gemeint ist wohl neuer – Technologie die Rede sein. Um die im Schmutzmilieu von Glücksspiel- und Pornoseiten anfallenden Zahlungen abzuwickeln, bedarf es nämlich nur seit Jahrzehnten eingeführter Datenfernübertragung und trivialster Datenverarbeitung.

Wieder einmal bewahrheitet sich in dieser Affäre die Aussage unseres Vorsitzenden Krämer, dass Verlierer (zum Verständnis für die Angesprochenen: dieses Wort bedeutet *Loser*) Denglish sprechen. Weil Herr Dr. Braun und seine Vorstands- bzw. Bandenkollegen offensichtlich damit überfordert waren, ihr eigenes Geschäftsmodell zu verstehen, bediente er sich eines alten Taschenspielertricks, den er wohl in seinem



Sitz der Wirecard AG in Aschheim. Foto: Wikimedia/Molatore

Wirtschaftsinformatikstudium gelernt hatte: Virtualisierung. Das Wort ist in Digitalisierungszeiten positiv konnotiert und wird gedankenlos für alles mögliche Hippe verwendet. Geht man jedoch der aus der Physik stammenden Begriffsbildung nach, so stellt man fest, dass sie Vortäuschung bedeutet. Im vorliegenden Falle wurde der Besitz benötigt, aber in der Realität nicht vorhandener schlapper 1,9 Mrd. € vorgetäuscht.

Ebenfalls bewahrheiten sich erneut zwei alte Weisheiten, nämlich dass durch Größenwahn manifestierter Hochmut vor dem Fall kommt und dass nomen omen est. Wer seiner Gesellschaft einen solch blöden Namen gibt, zeigt nur zu deutlich seine Inkompetenz und wes Geistes Kind er ist. Die Namensgebung war eine unmissverständliche Warnung an Investoren, Herrn Brauns Aktien nur mit der Kneifzange anzufassen.

Prof. Dr. Dr. Wolfgang Halang

BAERENTATZE

Was man so sagt

Von Oliver Baer

„Das wird man doch noch sagen dürfen!“ Kaum gehört, schon knallen die Jalousien herunter. Was sich wie Sprache anhört, ist Getöse; was fehlt, ist das Gespräch, die Erörterung, worum es in Wirklichkeit gehen könnte.

Als diese Worte zum ersten Mal geäußert werden, gibt es bereits eine Vorgeschichte. Da hat ein Bürger – nennen wir ihn den Busfahrer Otto – etwas gesagt, worauf einer Lehrerin namens Karla nachhaltig heiß um den Kragen wurde. Vielleicht hat sie nicht zugehört, nicht richtig hingehört, was dieser Mann eigentlich ausdrücken möchte, sie hat ihn bloßgestellt, abgebügelt, die Nase gerümpft. Zum Beispiel könnte der Buskraftfahrer ja gemeint haben: „Aus unseren harmlosen

Kirchen treten wir aus, zugleich lassen wir einen radikalen Islam ins Land.“ Gesagt hat er das allerdings nicht, es hörte sich eher so an: „Raus mit den Flüchtlingen!“ Kein Wunder, dass er nicht verstanden wird, denn seine Worte klingen wie Knüppel auf Schädels. Kein Wunder auch, dass an dem folgenden Zerwürfnis die gut gesinnte Lehrerin genauso schuld ist, denn sie ist die Klügere, jedenfalls glaubt sie das, weil sie mehr Bildung mitbringt. Schon stößt Gesinnung auf Gesinnung, und wo solche tobt, wächst kein Kraut.

Zur Erinnerung: Sprache kann zunächst dem Versuch dienen, ein Problem zu beschreiben: „Hör mal, mir geht da was durch den Kopf, das kapiert ich nicht.“ Das wäre ein Einstieg, die Chancen auf gemeinsame Problemlösung stünden gut. Leider beginnt ein Streit selten so, sondern mit dem Schwung einer Wortkeule. Dennoch könnte man, bevor die Läden zuklappen, versuchen zuzuhören, auch wenn es schwer fällt. Als erstes müsste man diesen Busfahrer beim Wort nehmen, und wenn das nichts Gedeihliches ergibt, müsste man sich, oder am besten Otto fragen: „Was genau

meinst du eigentlich?“ Gewalt ist nämlich auch (Vorsicht, hier wird aufgeklärt!), wenn die Lehrerin Karla gar nicht erst versucht zu verstehen, was der Busfahrer sagen möchte, aber irgendwie nicht kann, schon gar nicht, wenn er schon anderswo abgebügelt wurde. Nun aber schreit er: „Das wird man doch noch sagen dürfen!“, und wenn die Lehrerin nicht völlig verbohrst ist, kann sie ihm auch ein bisschen Recht geben. So ganz grundlos hat er das nicht gesagt.

Was in dem Universum progressiver Lehrerinnen verpönt ist, muss ein konservativer Otto meinen dürfen, ohne dass er vom Kindergeburtstag ausgeladen wird. Die Nase rümpfen heißt: „Das muss ich mir nicht anhören“, womöglich gefolgt von: „Du bist ein ***, mit dir rede ich nicht.“ Da aber kämpft Kitsch gegen Kitsch, mit anderen Worten: Es wird versagt, das

Gespräch wird versäumt, stattdessen wird gepöbelt und zurück gepöbelt, da könnten schlichte Gemüter zuschlagen, weil sie verbal die Schwächeren sind. Oder sie schließen sich anderen an, die sich zu wehren wissen.

„Das wird man doch noch sagen dürfen!“ ist ein Signal, das unter vernünftigen Menschen nicht zum Ende, sondern zum Beginn von Dialogen führt. Sonst werden wir in dieser ohnehin angespannten Zeit erleben, dass immer öfter Prügel die Sprache ersetzen, und Verursacher sind dann nicht nur die Ottos, sondern auch die Sprachkundigen, die Gebildeten, die Karlas, die sich zur Elite zählen, die vom Klang ihrer eigenen Worte so begeistert sind, dass sie nicht hören, wie ihre Worte bei den Ottos ankommen. Wir Elitären könnten dazulernen. „Das wird man doch noch sagen dürfen!“ muss man sagen dürfen.



Dipl.-Ing. Oliver Baer ist Publizist. Sein Buch „Von Babylon nach Globylon“ ist im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen. www.baerentatze.de

Es war einmal „Weißrussland“

Nach den Präsidentschaftswahlen und wegen der andauernden Proteste gegen Präsident Alexander Lukaschenko ist der Staat im Herzen Osteuropas derzeit in den Medien häufig vertreten. Während bis vor einigen Monaten die Bezeichnung „Weißrussland“ vorherrschte, ist dieser Name mittlerweile so gut wie verschwunden. Die deutschsprachigen Medien verwenden mündlich und schriftlich Belarus sowie das Adjektiv belarusisch, mit nur einem s, das stimmlos (also scharf) gesprochen wird.

Grund für diese Änderung ist eine Empfehlung der Belarusisch-Deutschen Geschichtskommission von Juli 2020. „Damit wird deutlich, dass es sich bei der Republik Belarus um einen souveränen Staat handelt, der nicht Teil Russlands ist“, heißt es in einer Pressemitteilung.

Der Namensbestandteil „Rus“ steht für ein historisches Gebiet, auf dem etwa ab dem 10. Jahrhundert das Großreich Kiewer Rus entstand. Dies wiederum gilt als Vorläufer der heutigen Staaten Belarus, der Ukraine und Russlands. Der Name „Weißruthenien“ wurde in der Zeit der deutschen Besatzungsregime im 20. Jahrhundert verwendet und kommt heute nur noch in historischen Zusammenhängen vor. Auch andere Staaten haben sich von der früheren Bezeichnung verabschiedet, z. B. die Schweden von „Vitryssland“.

Nach der Empfehlung der Geschichtskommission ist auch das Auswärtige Amt dazu übergegangen, die Bezeichnung Belarus zu verwenden. SN

Vorhang auf im Goethe-Theater



„Die Zauberflöte“ in der von Goethe 1794 für das Weimarer Hoftheater eingereichten Fassung feierte 2019 im Goethe-Theater Bad Lauchstädt ihre Premiere.

Foto: Jörg Bönisch

Im vergangenen Jahr ging das Festspiel der deutschen Sprache im Goethe-Theater mit der frenetisch gefeierten Premiere von Mozarts Oper „Die Zauberflöte“ zu Ende. 2020 bildet das deutsche Singspiel in der von Johann Wolfgang von Goethe 1794 für das Weimarer Hoftheater eingerichteten Fassung den Auftakt. Vom 10. bis zum 20. Oktober lädt VDS-Ehrenmitglied Kammersängerin Prof. Edda Moser in die Gothestadt Bad Lauchstädt ein. Dort bietet die künstlerische Leiterin, die das Festspiel 2006 in Rudolstadt ins Leben rief, ein reichhalti-

ges und anspruchsvolles Programm, um der schönen und ausdrucksstarken deutschen Sprache musikalisch, literarisch und philosophisch zu huldigen.

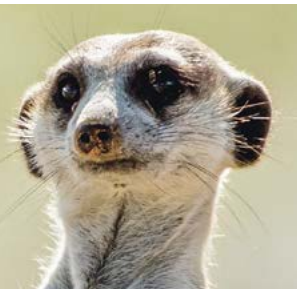
„Dabei stellt uns die Corona-Pandemie mit einem maßgeschneiderten Hygienekonzept vor große Herausforderungen“, erläutert René Schmidt, Geschäftsführer des Goethe-Theaters. „Wegen der Beschränkungen der Besucherzahlen bieten wir mehr Veranstaltungen an“.

Weitere Informationen: www.festspiel-der-deutschen-sprache.com.

Jörg Bönisch

Aaaaaahfrika

Von Josef Bayer



Ist Ihnen schon mal etwas an der Aussprache des Namens „Afrika“ aufgefallen? Laut dem Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS, siehe www.dwds.de/wb/Afrika), gibt es zwei Aussprachemöglichkeiten: in phonetischer Umschrift [ˈaːfʁika] und [ˈafʁika]. Die erste Aussprache also mit einem langen a am Wortanfang, die zweite mit einem kurzen. Andererseits wird die Silbentrennung angegeben als Af-rika. Bei dieser Trennung wird die Silbenstruktur berücksichtigt, der zufolge die Silbe -fri- zugunsten der Silbe -ri- vermieden wird. Wenn es so ist, würde man eigentlich nur eine Aussprache erwarten, nämlich die mit einem betonten Kurzvokal am Wortanfang, also [ˈafʁika]. Wieso daneben noch die Version mit einem betonten Langvokal, also [ˈaːfʁika], also etwas übertrieben Aaaaaahfrika?

Irgendwie ist das komisch. Man denke an den Frauennamen und Namen der heiligen Afra von Augsburg: [ˈafʁa] und keinesfalls [ˈaːfʁa]. Von der heiligen Aaaaaah-fra hat noch niemand etwas gehört. Ebenso wäre es bei ähnlich anlautenden Wörtern wie Aphrodite oder Aphrodisiakum. Auch eine Aussprache des Substantivs After als [ˈaːfʁɐ], also als Aaaaaahfter

wurde bestimmt noch kaum jemals vernommen. Selbst das Süßgetränk Afri-Cola ist bis jetzt verschont geblieben. Ein Aaaaaahfri-Cola dürfte noch kaum jemandem vorgesetzt worden sein.

Schauen wir kurz in andere Sprachen rein. Im Englischen ist die Aussprache klar und eindeutig [ˈæfʁika] und nichts anderes, also wieder mit einem kurzen Vokal im Anlaut, niemals Äääääfrika. Im Französischen Afrique liegt der Akzent auf der zweiten Silbe, also ist das a in der ersten Silbe sowieso schon kurz: [af ˈʁik]. Das Dizionario Italiano Olivetti (www.dizionario-italiano.it/dizionario-italiano.php?parola=africa) sagt mir, dass das Wort Africa mit einem kurzen betonten a beginnt, also wiederum [ˈafʁika].

Wie soll sich also der deutsche Alleingang bei der Aussprache des Namens dieses Kontinents erklären? Ich vermute schwer, die Erklärung kann nicht innersprachlich gefunden werden, sondern muss bei den Sprechern und Sprecherinnen gesucht werden, die das Wort verwenden. Es fällt nämlich auf, dass beim Gebrauch dieses Worts in Rundfunk und Fernsehen das initiale [a] proportional zum Grad der political correctness v. a. von Sprecherinnen an Länge gewinnt:

Aaaaaahfrika. Am gelungensten in Kombination mit einem verklärten Blick. Ich mag mich irren, aber dieser Zusammenhang ist auch schon anderen Leuten aufgefallen, die ich auf das seltsame Phänomen angesprochen habe. Und so stelle ich diese Spekulation einfach mal in den Raum.

Nehmen wir also einmal an, dass es so einen Zusammenhang tatsächlich gibt. Was könnte der Grund sein für die besonders angestrenzte Vermeidung der nach allen innersprachlichen Regeln erwartbaren Aussprache [ˈafʁika]? Das Geheimnis liegt vermutlich in einer unbewussten semantischen Zuschreibung, wonach sich das Wort bei der Aussprache mit einem kurzen betonten Vokal leicht nach Afffrika anhört und damit eine Bedeutungsverwandtschaft mit dem Wort Affe an sich ziehen könnte. Oh weh! Vermutlich sind in den ganz hinteren und wenig erforschten Winkeln der Gehirne

dieser Sprecher und Sprecherinnen die Bewohner dieses Kontinents so etwas ähnliches wie Affen. Und um gegen diese peinliche Assoziation anzukämpfen, werden die mutmaßlichen Spuren eines solchen Bezugs mit drastischen Mitteln ausgeradiert: Aaaaaahfrika! Die politisch korrekte Aussprache bietet einen soliden Schutzwall. Und schon ist man auf der sicheren Seite. Sollen doch die dunkeldeutschen Rassisten von Affffrika reden und sich damit in aller Öffentlichkeit blamieren.

Dass der Name des Kontinents nichts mit dem Gattungsnamen der Tierart der Affen zu tun hat, sollte jedem halbwegs gebildeten Menschen klar sein. Vermutlich bezog sich für die Römer der Name Africa terra „Land der Afri“ auf das Territorium eines Stammes, der im heutigen Tunesien beherrscht war. Erst im Mittelalter, als die Europäer mehr Wissen über die Ausdehnung des Kontinents akkumulieren konnten, wurde der Name allmählich auf den ganzen Kontinent ausgeweitet. Es gibt auch andere Etymologien. Aber garantiert findet sich darunter keine, die dem entspricht, was sich, wie ich vermute, insgeheim in den zutiefst rassistisch geprägten Gehirnstuben unserer politisch überdurchschnittlich geläuterten Mitbürger befindet.

Der Autor ist VDS-Mitglied und war von 2000 bis 2016 Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine und Germanistische Linguistik an der Eliteuniversität Konstanz. Davor lehrte er in Düsseldorf, Jena und Wien. In der Linguistik ist Josef Bayer mit Arbeiten im Rahmen der generativen Grammatik und der Psycholinguistik hervorgetreten. Ausgehend von grammatikimmanenten Überlegungen hat er den Unfug des Genders schonungslos als solchen bloßgestellt. Zusammen mit Peter Eisenberg und Helmut Glück ist er auch Verfasser unserer Broschüre Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter, auf die in dem auf Seite 8 abgedruckten Brief an 550 Rundfunkräte Bezug genommen wird.

Leselernhelfer gegen Analphabetismus

Verein Mentor e.V. sucht neue Ehrenamtliche – am liebsten Männer

Mit Corona kam der Stillstand. Leere Straßen, leere Geschäfte, leere Kassen – auch beim Verein „Mentor – Die Leselernhelfer Hannover“ und seinem Vorsitzenden Otto Stender. Die Spenden, die den Verein am Leben gehalten haben, brachen ein; damit steht der Verein vor der Frage: Wie geht's weiter? Denn neue Mentoren werden stetig benötigt.

Es sind funktionale Analphabeten, die Mentor betreut, „das deutsche Prekariat, das seit Generationen nicht mehr gelesen und geredet hat“, sagt Otto Stender, Vorsitzender des Mentor-Programms für die Region Hannover. Bücher würden in diesen Familien mit spitzen Fingern angefasst, so Stender: „Wir hatten mal ein Mädchen, das sich mit einer Freundin zu Hause zum Lesen getroffen hat. Dann kam der Vater und schrie: ‚Seid endlich ruhig, wir wollen fernsehen!‘“ Es sind diese Fälle, die



ihm seit 2003 in Erinnerung bleiben. Damals hat er den Verein für den Großraum Hannover gegründet. Bundesweit helfen bei Mentor rund 14.000 Ehrenamtliche, junge Menschen, die sonst kaum eine Chance auf einen Schulabschluss haben, zum Lesen und Schreiben zu bringen – und zum Textverständnis. Allein in Hannover sind knapp 1.700 Mentoren an den 200 Schulen unterwegs. Sie sind da, wenn Lehrern auffällt, dass ein Kind Probleme hat, Texte zu verstehen oder korrekt zu schreiben. „Die Mentoren holen die Intelligenz aus den Kindern heraus – durch liebevolle und geduldige Begleitung“, erklärt Stender. Mehrmals die Woche sitzen Mentor und Schüler zusammen, lesen gemeinsam, diskutieren den Text. Loben, nicht kritisieren lautet das Motto. Denn das schürt die Lust, weiterzumachen. „Mindestens ein Jahr begleiten wir die Kinder, dann haben sie meist soweit aufgeholt, dass

sie den Klassendurchschnitt erreichen“, sagt Stender zufrieden, „viele von ihnen führen wir sogar bis zum Abitur und Studium.“

Deswegen werden in der Corona-Krise auch weiterhin Mentoren gebraucht, macht Stender klar: Nur so könne den Kindern und Jugendlichen stetig und lückenlos geholfen werden. Dabei sucht Stender vor allem Männer: „Die betroffenen Kinder sind meistens Jungs aus Familien mit einer alleinerziehenden Mutter“, erklärt Stender, „diese Kinder brauchen eine männliche Bezugsperson, die ihnen sonst im Leben oft fehlt – 97 Prozent unserer Mentoren sind aber Frauen.“ Diese machen die Arbeit zwar hervorragend, bringen aber eben nicht das „männliche Element“ mit, das Kinder auf der zwischenmenschlichen Ebene benötigen.

Wer helfen möchte – als Mentor oder mit einer Spende – kann sich bei Otto Stender melden: mentor-leselernhelfer-hannover@htp-tel.de / www.mentor-leselernhelfer.de

SN

Wann heißt es »geschliffen« und wann »geschleift«?

Von Bastian Sick

Regelmäßig geraten wir mit unregelmäßigen Verben ins Schleudern. So auch jene Frau, die auf einem Parkplatz von einem Auto mitgeschleift wurde. Von der »Bild«-Zeitung, die in verschliffener Grammatik darüber berichtete, ganz zu schweigen. Wie man auf bild.de erfahren konnte, ist eine Frau auf einem Parkplatz in Tampa (Florida) aus einem fahrenden Auto heraus überfallen worden. Einer der Räuber versuchte ihr im Vorbeifahren die Handtasche zu entreißen. Doch sie hielt diese mit beiden Händen fest umklammert, sodass sie vom Auto zu Boden geworfen



Gestreift, nicht gestriffen: Deutschlands bekanntester Sprachexperte schreibt hier für die Sprachnachrichten.



und einige Meter »mitgeschliffen« wurde. So las man es im Beitrag auf bild.de. Die Frau ist natürlich zu bedauern. Die hier getroffene Wortwahl auch. Das Verb »schleifen« gibt es in verschiedenen Bedeutungen und mit verschiedenen Zeitformen. Wenn es »schärfen« oder »glätten« bedeutet, dann wird »schleifen« in Vergangenheit und Perfekt zu »schliff« und »geschliffen«. Beispielsweise: »Der Metzger wetzte die Messer und schliff die Klingen.« Oder: »Das Holz muss vor dem Lackieren erst geschliffen werden.« Oder auch: »Brillanten sind geschliffene Diamanten.«

Wenn »schleifen« allerdings »hinter sich herziehen«, »über

den Boden wuchten« bedeutet, wird es regelmäßig gebeugt, also »schleifen, schleifte, geschleift«: »Er schleifte die betrunkene Braut ins Bett.« Oder: »Der Mörder hatte die Leiche ans Ufer geschleift.« Und darum auch: »Die Frau wurde vom Auto mitgeschleift.« Wäre sie tatsächlich »geschliffen« worden, dann müsste der Parkplatz ein Exerziergelände sein. In der Armee werden Soldaten »geschliffen« – was sie jedoch nicht zwangsläufig zu Brillanten werden lässt.

Es gibt »schleifen« sogar noch in einer dritten Bedeutung, und zwar »dem Erdboden gleichmachen«. So wurden früher nach siegreichen An-

griffen die Burgwälle, Türme und Stadtmauern des Feindes abgetragen und eingeebnet, um ihn dauerhaft schutzlos zu machen. Dieses »Schleifen« wird ebenfalls regelmäßig gebildet: »Man schleifte die Mauern.« Oder: »Die Befestigung wurde geschleift.« Wenn im Videotext des MDR zu lesen ist, »mit diesem Gesetz würden Mieterrechte geschliffen«, so ist damit wohl eigentlich gemeint, dass die Rechte der Mieter »geschleift«, also eingeebnet würden.

Verwechslungen zwischen »geschliffen« und »geschleift« findet man in der Presse zuhauf, denn im heutigen, schnelllebigen Journalismus geht es nicht um eine geschliffene Sprache, sondern um Verkaufszahlen und Klicks. Die Sprache wird dabei als notwendiges Übel mitgeschleift.

Immerhin: Es gibt vom Verb »schleifen« sowohl die Form »geschleift« als auch »geschliffen«. Etwas anderes ist es mit dem Verb »streifen«. Hier gibt es nur die regelmäßige Form »streifen, streifte, gestreift«. Wenn laut Polizeibericht ein vorüberfahrendes Auto ein anderes »gestriffen« hat oder ein Beamter von einer Kugel »gestriffen« wurde, dann hat sich jemand gründlich in der Wortwahl vergreift.

Von Dativ und Goliath



Babbel nicht!

Ein Sprachkurs, der seine Schüler in die Irre führt – das bietet die Lernplattform Babbel. Einem Twitter-Nutzer ist aufgefallen, dass Babbel den Genderstern nutzt; er schrieb in einer Mail an den Kundendienst, sich doch lieber an die deutsche Grammatik zu halten.

Babbel verwies auf die gesetzliche Verankerung diverser Geschlechter, übersieht dabei jedoch, dass sich das betreffende Urteil des Bundesverfassungsgerichts auf die Eintragung in das Personenstandsregister bezieht und nichts mit der Einhaltung der amtlichen Regeln der deutschen Rechtschreibung zu tun hat. Babbel zeigt sich auf Twitter auch weiterhin uneinsichtig und beruft sich darauf, dass durch eine geschlechtergerechte Sprache alle einbezogen würden.



→ twitter.com/VDS_weltweit

Dass das Unternehmen damit sein Ziel, Sprachen korrekt zu lehren, absurdum führt, wird mindestens billigend in Kauf genommen.

Völlig außer acht lässt Babbel dabei, dass diese gelehrte Gender-sprache in Klausuren und Arbeiten als »falsch« angestrichen werden können. Darüber hinaus ist es ein fatales Zeichen an alle Ausländer, die Deutsch lernen möchten – sie laufen ins offene Messer, da die notwendigen Strukturen einer Sprache fehlen.

SN



Im ZDF gesehen und fotografiert von Otmar Teusner (29.5.2020).

Nomen est omen

Wenn Ihnen ähnliche Übereinstimmungen begegnen: knipsen und Bild an die Sprachnachrichten-Redaktion. Wir drucken ab jetzt in dieser Rubrik jeweils ein Fundstück ab. Auf diese Idee sind auch schon andere gekommen, aber mittelfristig machen wir daraus ein Buch.

Deutsch als „indigene Sprache“?

Von Karsten Legère

Anfang 2019 hatten UNO und UNESCO mit viel Exotik im Umfeld das „Jahr der indigenen Sprachen“ aus der Taufe gehoben und in ähnlicher Weise im Dezember 2019 abgeschlossen. Weil beide Weltorganisationen das als einen großen Erfolg werteten, haben sie ab 2022 sogar eine ganze Dekade für indigene Sprachen konzipiert.

Da ich mit einem Lehnwort „indigen“ im Deutschen in meiner 50-jährigen Tätigkeit als Afrikanist nichts zu tun hatte, konsultierte ich den Duden. Dort erfährt der Nutzer, dass „indigen“ das Äquivalent von „eingeboren, einheimisch“ ist. Ich fragte mich daraufhin: Kann ich mich als „indigener Deutscher“ (im Sinne von „einheimischer Deutscher“) bezeichnen? Beim Eintrag „indigen“ wird weiterhin als Anwendungsbeispiel das Konstrukt „indigene Sprachen“ erwähnt. Ist Deutsch eine „indigene Sprache“? Alles interessante Fragen, hatte doch die deutsche Afrikanistik bald nach dem Zweiten Weltkrieg zu dem Adjektiv „eingeboren“ und dem davon abgeleiteten Substantiv „Eingeborene(r)“ eine distanzierte Haltung entwickelt und unter anderem die „Zeitschrift für Eingeborenensprachen“ umbenannt in „Afrika und Übersee“.

Im Duden heißt es beim Eintrag „Eingeborene(r)“ als Erläuterung „Angehöriger eines Naturvolks; Ureinwohner“, Gebrauch – veraltet, sowie „Die Bezeichnung Eingeborener wird zunehmend als diskriminierend empfunden“. Das gilt damit wohl auch für „eingeboren“? Der Eintrag „Naturvolk“ vermerkt u. a. dessen Vermeidung in der Sozialanthropologie und weiterhin, dass eine damit bezeich-

nete Gemeinschaft „... meist außerhalb Europas ... (abseits von der Zivilisation) in einer natürlichen Umwelt lebt, sie planvoll nutzt, meist pfleglich behandelt und eine traditionelle Kultur pflegt“. Das ist aus meiner Sicht eine sehr diffuse Beschreibung des Begriffes „Naturvolk“, dessen Verwendung ich, wie die Sozialanthropologen, als koloniales Relikt überhaupt in Frage stelle.

Nun kommen auch noch UNO und UNESCO ins Spiel, für die das englische Wort „indigenous“ am ehesten wohl dem deutschen Sammelbegriff „ursprünglich“ (als Äquivalent von „indigen“) entsprechen dürfte. Diese Bezeichnung ist bei den Sami in Skandinavien, die sich „urfolk“, also „Urbewölkerung“, „Ureinwohner“ nennen, sicher zutreffend. In den USA und Kanada wird diese historische Tatsache durch die Selbstidentifizierung als „First Nations“ bzw. „First Peoples“ unterstrichen.

Speziell im Globalen Süden, besteht eine ziemliche Ratlosigkeit, was „indigene Sprachen“ betrifft.

Die sogenannten „indigenen Sprachen“ sind demzufolge auch „ursprüngliche Sprachen“, was beim Duden-Eintrag „indigen“ ganz offensichtlich fehlt.

Die UNO-/UNESCO-Initiative hat auch mit Spracherosion zu tun, das heißt, vor allem kleine „indigene Sprachen“ sind bedroht, weil die Zahl ihrer Sprecher auf Grund des Wechsels zu einer anderen Sprache, deren sozialer Status und Nutzen attraktiver erscheint, abnimmt. In terminologischer Hinsicht ist somit der Begriff „indigene Sprachen“ auch das Äquivalent von „bedrohten Sprachen“.

Auf jeden Fall ist das UNO-Jahr der indigenen Sprachen aus termi-

nologischer Sicht eine Herausforderung und fragwürdig in Hinblick auf seine Relevanz im deutschen Sprachraum. Aber auch anderswo, speziell im Globalen Süden, besteht eine ziemliche Ratlosigkeit, was „indigene Sprachen“ betrifft. So habe ich im April 2019 in Windhoek/Namibia auf der Jahrestagung der dortigen UNESCO-Kommission erlebt, wie sich im Rahmen des Tagungsthemas „Jahr der indigenen Sprachen“ beinahe alle Beiträge mit den afrikanischen Sprachen des Landes im Sinne von „indigen = einheimisch“ beschäftigt haben.

In ähnlicher Weise ist auch eine Regionalkonferenz in Addis Ababa verlaufen. Bei dieser Tagung in Äthiopien haben sich prominente Konferenzteilnehmer gegen die UNESCO-Orientierung im Sinne von „indigen = bedroht“ gewandt und anstelle dessen „indigen“ mit Sprachen afrikanischer Herkunft gleichgesetzt.

Nun kommt allerdings hinzu, dass im Globalen Süden, speziell in den sogenannten franko- und lusophonen Nationalstaaten Afrikas, eine besondere Abneigung bezüglich „Indigene(r)“ und „indigene Sprache(n)“ besteht. Man frage etwa die Bürger Angolas! Die Antwort: Diese Wörter drücken Unzivilisiertheit und Primitivität aus, beziehen sich auf Menschen 2. Klasse, sind abwertend, verletzend, beleidigend ... Für die

Kolonialherren war eine „indigene Sprache“ ein Idiom, unterentwickelt, ausdrucksarm. Nur Portugiesisch oder Französisch verdienten die Bezeichnung „Sprache“.

Diese Tatsachen sind heute noch im Bewusstsein der afrikanischen Bevölkerung lebendig. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sich in den Verfassungen und anderen Grundsatzdokumen-

ten aus 22 Ländern südlich des Äquators nur im Falle von Kenia der Begriff „indigenous languages“ findet. Die anderen 21 Staaten dieses Raumes beschreiben die mitunter komplexe sprachliche Situation oft durch die Sammelbezeichnung „nationale Sprachen“ (wie in Angola, Kamerun und Gabun).

Leider hat die von mir mehrmals kontaktierte Duden-Redaktion auf meine Einwände nur zum Teil geantwortet. Aus meiner Sicht gibt es bislang keine überzeugenden Belege für die Verwendung des Sammelbegriffs „indigene Sprachen“ außerhalb des Globalen Südens unter gleichzeitiger Berücksichtigung seiner oben präsentierten regionalen Ablehnung oder Irrelevanz. Eine kritische Überarbeitung der von mir genannten Einträge sollte aber einem Standardwerk der deutschen Sprache ein Anliegen sein.

Es wäre nicht zuletzt im Hinblick auf die für 2022 angekündigte UNO-Dekade wünschenswert, wenn der Duden auf Fachvertreter zuginge, die sich den Problemen qualifizierter zuwenden können als die Duden-Redaktion allein.



2019 | INTERNATIONAL YEAR OF
Indigenous Languages

Der Autor ist VDS-Mitglied und emeritierter Professor der Universität Göteborg, Abt. für Sprachen und Literaturen. Zuvor lehrte Karsten Legère an der (Karl-Marx-) Universität Leipzig, wo er Afrikanistik studiert hatte, der Universität Dar es Salaam, der Universität von Namibia (nunmehr Gastprofessor/Forschung), am Institut für Afrikawissenschaften der Universität Wien (Gast-/Honorarprofessor). Über ein fünfjähriges Forschungsprojekt war er bis 2019 der Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Afrikanistik, angeschlossen. Er ist Ehrenmitglied der Linguistics Association of SADC Universities (LASU).

Neues vom Sprachmarkt – eine Übersicht

Erst mal: Schön, dass Sie dabei sind. Ich freue mich auf Sie! Im Prinzip bin ich, wie gesagt, gut aufgestellt und mache mir in der Tat keinen Kopf, es mal richtig krachen zu lassen.

Es ist, im Grunde genommen – keine Ahnung – letztendlich mutmaßlich nicht meins und ein Stück weit kein Thema, um

ehrlich zu sein. Es braucht von daher definitiv und letzten Endes einen Fokus, zeitnah und zielführend.

Was macht es dann mit Ihnen? Es ist doch quasi relativ super gut, sag ich mal und gefühlt auf Augenhöhe. Herzblut und Bauchgefühl, das geht gar nicht, aber wonach sieht es denn aus? Wie jetzt? Wie krank ist das denn?

Alles gut und voll cool und zwar sowas von! Lohnenswert kommt mega rüber, ist zwar geschuldet, – ja! – aber nicht wirklich. Um innezuhalten und ein Zeichen zu setzen, gehört ein Ticken mehr zum Zeitfenster dazu. Schauen wer mal!

Schön, dass Sie sozusagen dabei waren und gut ist!
Otto Vowinkel

Frühkindliche Spracherziehung

Erfahrungen aus der Praxis // Von Anneliese Penn

Kinder sollen mehrere Sprachen lernen. Das ist in der Theorie sehr schön, funktioniert aber nur, wenn die Eltern verschiedene Muttersprachen haben und beide mit dem Kind von klein auf in diesen sprechen. Bei uns lebende Kinder aus Migrantenfamilien, die in ihrer Muttersprache aufgezogen werden, lernen erst im Kindergarten Deutsch. Sind sie sprachbegabt, funktioniert das, wenn nicht, sind bei Schuleintritt Defizite vorhanden, obwohl sie hier geboren sind. Die meisten schaffen es bis zum Ende der Pflichtschule nicht, alle Artikel und Fälle richtig zu gebrauchen. Wir brauchen also Deutschförderklassen.

Eine weitere bedenkliche Theorie besagt, Kinder aus Migrantenfamilien sollten ihre Muttersprache gut lernen, dann lernten sie auch Deutsch besser. Diese Erfahrung habe ich nicht gemacht. Ich hatte sogar den gegenteiligen Eindruck: Wenn meine türkischstämmigen Nachhilfeschüler in den freiwilligen Türkisch-Unterricht gingen, war das eher kontraproduktiv, weil die Grammatik und die Sprachlogik der beiden Sprachen total verschieden sind.

Eine dritte angreifbare Theorie zum frühkindlichen Spracherwerb behauptet, dass Kinder leichter Englisch lernen, wenn sie bereits in der Volksschule – zumindest mündlich – damit beginnen. Also kommt schon während der Volksschule Englisch dazu, was ein weiterer verwirrender Einfluss speziell für sprachlich ohnehin schwache Kinder ist. Mittlerweile haben Studien ergeben, dass es in der Mittelschule keinen Unterschied macht, ob Kinder bereits in der Volksschule Englisch hatten oder nicht – die Leistungen waren gleich. Aber in der Volksschule wird wertvolle Zeit damit vergeudet, mit den Kleinen in Englisch über Farben und Kleidungsstücke zu plaudern.

Es gibt noch mehr moderne, aber aus meiner Sicht falsche Theorien, wie z. B. dass Auswendiglernen nichts bringt, dass man Grammatik und Orthografie mehr nach Beispielen als nach Regeln lernt, und dass man das Gelernte nicht so lange übt, bis es sitzt, sondern der Unterricht Spaß machen soll. Einzelne Lehrkräfte gibt es noch, die unregelmäßige Verben auswendig lernen lassen – aber nicht viele. Welche Vorwörter welchen



Es gibt sie noch: Lehrkräfte, die Regeln und Texte auswendig lernen lassen, aber sie werden weniger. Dafür müssen die Schüler bereits in der 3. Klasse Referate halten, und Schreibfehler werden nur noch im Fach Deutsch angestrichen.

Fall verlangen, muss sich so nebenbei einzeln ergeben usw. Dafür müssen die armen Kleinen aber bereits in der 3. Klasse mit Referaten beginnen und sollen *mind maps* machen. Den Sinn von *mind maps* verstehen sie nicht, die Referate sind Schwerarbeit für die ganze Familie, denn deren Generation hat – außer es absolvierte jemand eine Oberstufenschule – niemals Referate machen müssen. Ich lern-

fisch und grammatikalisch richtig schreiben, es in Deutsch dann aber können? Hier könnte es helfen, wenn die Kinder früh mit Computer und Tablets zu arbeiten beginnen. Allerdings merkt man sich Dinge umso besser, je mehr Sinne man dafür einsetzen muss. Herumtippen ersetzt das Schreiben mit der Hand nach meiner Meinung nicht.

Auf die Gefahr hin, dass ich als absolut altmodisch dastehe, wage ich doch zu behaupten, dass die Verteufelung des Frontalunterrichts und der Siegeszug der Projekt- und Gruppenarbeit eine Verschlechterung der Deutschkenntnisse der Volksschüler und der Unterstufe mit sich gebracht hat. Projekt- und Gruppenarbeit macht mehr Spaß – aber Deutsch lernen die Kinder leider nicht so gut wie früher. Sie sind nicht sicher in der Rechtschreibung, sie sind nicht sicher in der Grammatik, und ein Fünftel kann nicht sinnerfassend lesen.

Neben den in meinen Augen zweifelhaften Theorien spielt noch die Ideologie hinein, die glaubt, dass alle Kinder die gleichen Chancen haben müssen und man möglichst wenig differenzieren darf. Auch das halte ich für kontraproduktiv, denn nicht alle Kinder sind gleich begabt und können die gleiche Leistung erbringen. Wir brauchen

auch nicht lauter Ärzte und Richter – genau so wichtig sind gute Installateure, Busfahrer und Friseure. Weniger begabte Kinder würden mit weniger Projektarbeit, Referaten, Verfassen von Märchen und Leserbriefen etc. und dafür mehr Konzentration auf die Grundregeln der deutschen Sprache mit Lesetraining wesentlich besser auf das vorbereitet, was sie im Leben wirklich brauchen werden.

Zu viele Theorien, zu viel Ideologie, zu wenig System, zu wenig Konsequenz, zu wenig Differenzierung. Das Bildungssystem ist seit Jahrzehnten die Spielwiese von Ideologen und Theoretikern – mit dem Erfolg, dass wir heute mehr für die Wirtschaft ungeeignete Schulabgänger haben als früher, und dass diese schlechte Chancen haben, sich ein gutes Leben aus eigener Kraft aufzubauen.

Die Autorin war u. a. Dolmetscherin und Übersetzerin für Englisch und Französisch. Mit 60 lernte sie auch Türkisch und übersetzte ein Buch vom Türkischen ins Deutsche. Dabei wurde ihr klar, wie schwer es für türkische Kinder bei uns sein muss, Deutsch zu lernen, und sie begann, Nachhilfe zu geben, zunächst vorwiegend für türkischsprachige Kinder. Seitdem hat sie mit rund 100 Kindern nichtdeutscher Muttersprache von der 2. Klasse Volksschule bis zur 3. Klasse Mittelschule (österreichisches System) intensiv gearbeitet und tut das immer noch.

Das Bildungssystem ist seit Jahrzehnten die Spielwiese von Ideologen und Theoretikern ...

te sie in der Handelsakademie kennen, sie waren mir ein Gräuel. Der einzige Vorteil ist, dass die Kinder sich nicht scheuen, vor der Klasse zu sprechen. Aber gutes Deutsch lernen sie dabei nicht.

Dazu kommt, dass viele kleine Änderungen in der Schreibschrift dazu geführt haben, dass sie nicht mehr so flüssig geschrieben werden kann, sondern viel mehr abgesetzt wird, dass Form und Schönschrift eigentlich schon ab der 3. Klasse der Volksschule keinen Stellenwert mehr haben und dass Schreibfehler nur noch im Fach Deutsch geahndet werden. Warum sollen Kinder, die in allen anderen Fächern nicht darauf achten müssen, ob sie orthogra-

Schwerpunkt Sprachgeschichte

In Lutherstadt Wittenberg entsteht eine Forschungsbibliothek zur Geschichte der deutschen Sprache

Wer zur Geschichte der deutschen Sprache von den Anfängen bis zur Neuzeit forschen will, wer in der „Bildungslandschaft Deutsche Sprache“ lebt und zu ihr beitragen möchte, ist inmitten der Lutherstadt Wittenberg willkommen. Dort setzt die Stiftung „Leucorea“ die Tradition der ehemaligen Wittenberger Universität fort. In ihren Räumen hat unter maßgeblicher Federführung des Vereins „WortWerkWittenberg e.V.“ der Aufbau einer umfangreichen Forschungsbibliothek begonnen, die es ermöglichen soll, sich mit der deutschen Sprachgeschichte von den Anfängen bis zur Neuzeit und schwerpunktmäßig mit derjenigen seit Beginn der frühen Neuzeit zu befassen.

Zu dieser „Bildungslandschaft“ gehören nicht zuletzt das ebenfalls an der Leucorea angesiedelte „Institut für Deutsche Sprache und Kultur e.V.“ sowie das seitens der „Stiftung Deutsche Sprache“ geplante „Haus der Deutschen Sprache“, das in unmittelbarer Nähe der Leucorea eingerichtet werden soll.

Auch die Leucorea selbst ist beteiligt. Sie stellt bestens ausgestattete Räumlichkeiten für Bibliothek und Arbeitsbereiche im Dachgeschoss ihres Gebäudes zur

Verfügung. Die Bibliothek wächst stetig. So konnten ihr bereits größere Bestände aus privaten Spenden und Nachlässen renommierter Fachkollegen der Germanistik zugeführt werden. Darunter befinden sich auch besonders wertvolle alte Werke und Druckschriften. Neben

einer umfangreichen Sammlung von Sekundärliteratur liegt ein Schwerpunkt auf Forschungsmaterialien zur Sprachgeschichte des Deutschen sowie auf Dokumenten und Textzeugnissen im Original.

Für Forschung und Lehre bietet sich hier eine einmalige Gelegenheit: Auf der Grundlage eines Bestandes an unschätzbarem Quel-

lenmaterial und unterstützt von den Einrichtungen der Leucorea kann mit weiteren vernetzten Bibliotheken zusammengearbeitet werden. Dazu gehören die in der zum Reformationsjubiläum 2017 geschaffenen Reformationsgeschichtliche Forschungsbibliothek vereinten Bibliotheken des Evangelischen Predigerseminars sowie die Bibliothek der Stiftung Luthergedenkstätten und nicht zuletzt die Universitäts- und Landesbibliothek der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Sie alle stehen im „Land der Reformation“ der Forschung zu verschiedensten Aspekten der Frühzeit der deutschen Sprache zur Verfügung.

STIFTUNG
DEUTSCHE
SPRACHE

Als Ergänzung des in Wittenberg vorhandenen Quellenbestandes wird in der Leucorea ein Archiv aufgebaut, in dem einschlägige Quellen und Forschungsmaterialien zusammengetragen werden. Darunter befinden sich u.a. das komplette und durch Karl Bischoff zwischen 1936 und 1956 erhobene Belegmaterial zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch, das 1500 Texte enthaltende Bonner Korpus frühneuhochdeutscher Quellen, ferner Archivmaterialien zur Mittelhochdeutschen Grammatik, zum Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch, zum Luxemburger Deutsch im 17. Jahrhundert, zum Osnabrücker Frühneuhochdeutsch sowie zur deutschen Orthographiegeschichte.

So stellt sich die entstehende Forschungsbibliothek als entscheidende Stütze der bereits gegebenen Möglichkeiten dar. Sie soll zu einer der wesentlichen Forschungsinstitutionen zur deutschen Sprachgeschichte mit dem Schwerpunkt der Reformation und ihrer Auswirkungen bis in die Gegenwart wachsen.

Die besondere Berücksichtigung der kultur- und gerade auch sprachgeschichtlichen Dimensionen der Reformation steht damit erstmals im Zentrum.

Jessica Ammer



Innenhof der Leucorea in Lutherstadt Wittenberg.

1:0 für Wissenschaftssprache Deutsch in Bayern

Der Bayerische Landtag forderte die bayerische Staatsregierung laut Landtagsdrucksache 18/8462 vom 17. 6. 2020 nachdrücklich dazu auf, mit der anstehenden Novelle des Bayerischen Hochschulgesetzes dafür zu sorgen, dass Deutsch als Wissenschafts- und Verkehrssprache in allen Studiengängen weiterhin (oder erneut) gebührend und verpflichtend Beachtung findet. Die entsprechende Beschlussvorlage vom 22. 4. 2020 hatte der Arbeitskreis für Wissenschaft und Kunst des bayerischen Landtages mit den Stimmen der CSU und der SPD, von Bündnis 90/Die Grünen und der Freien Wähler, jedoch gegen die der AfD, in den Landtag eingebracht; die FDP hatte sich im Arbeitskreis enthalten.

Mit diesem Beschluss konterkarierte der Bayerische Landtag

ein Schreiben von Staatsminister Bernd Sibler vom 30. 9. 2019 an alle Hochschulen des Freistaates. Darin hatte es Sibler diesen freigestellt,

im Vorgriff auf eine beabsichtigte Änderung des bayerischen Hochschulgesetzes ab sofort auch schon Grundstudiengänge ausschließlich auf

Englisch anzubieten und sogar auf Deutschprüfungen zu verzichten. Der Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache e.V. (www.adawis.de) veröffentlichte dieses

Schreiben im November letzten Jahres mit der erfreulichen Folge, dass der Landtag auf Grundlage seines jetzigen Beschlusses wohl versuchen wird, zumindest in Bayern eine Entwicklung hin zu immer mehr „English only“ an den Hochschulen zu bremsen oder sogar zu stoppen.

Wie der ADAWIS des weiteren weiß, missverstehen immer mehr – namentlich kleine – Hochschulen die „Internationalisierung“ lediglich als Aufforderung, viele sonst leer bleibende Studienplätze mit internationalen Studierwilligen

aufzufüllen, denn das Land belohnt sie dafür finanziell. Sogar von gegenseitiger Kannibalisierung der Hochschulen war bei diesem Konkurrenzkampf um internationale Studierwillige schon die Rede. Nachhaltige Bildungs- und Internationalisierungspolitik sieht anders aus, und das scheint zumindest dem bayerischen Landtag jetzt auch zu dämmern.

Hochschulen wie die TU Braunschweig sind schon weiter. Bachelorstudiengänge ausschließlich auf Englisch sind dort tabu. Ausländische Studierwillige sind gehalten, wissenschaftstaugliche Deutsch- und Englischkenntnisse nachzuweisen und sie ständig zu verbessern. Je nach Bedarf werden aber auch andere Fremdsprachen als Englisch gepflegt, denn die sprachliche und damit kulturelle Integration genießt an der TUBS hohe Priorität.

Hermann Dieter



Bayerns Staatsminister für Wissenschaft und Kunst Bernd Sibler wollte rein englischsprachige Bachelorstudiengänge ohne jede Einschränkung möglich machen.

Foto: StMWK

In dieser Rubrik drucken und kommentieren wir im Wechsel große Texte der deutschen Literatur („Schönes

Deutsch“) und andere Dokumente in deutscher Sprache, die die Welt verändert haben („Großes Deutsch“); diese

Beiträge sind neben Originalbeiträgen unseren Sammelbänden „Sternstunden“ oder „Edelsteine“ entnommen.

Die toten Mädchen

Sie ist vor den neuen Macht-habern in Deutschland nach Mexiko geflohen. Müde und geschwächt nach einem schweren Autounfall bewegt sie sich in einem bergigen Gelände. Sie betritt ein Gehöft und hört plötzlich ihren Namen: Netty. Und sieht grüne Büsche und Blumen. Das ist nicht mehr Mexiko, nicht mehr Staub und Hitze, sondern heimatlicher Garten. Und in einer Art Traum-gesicht erscheint ihre Schulzeit, und sie erlebt noch einmal einen Ausflug mit ihrer Klasse und den Lehrerinnen.

Das könnte ein Rückblick auf eine unbeschwertere Jugend werden. Die Erzählerin erinnert sich an einige der Mädchen: Leni mit den zu Kringeln gerollten Zöpfen, die hübsche Marianne, die selbstbewußte Nora, die frühreife Ida und ihre Liebschaften ... Aber Bilder von schlimmen Ereignissen drängen sich auf. Die meisten ihrer Schulkameradinnen werden

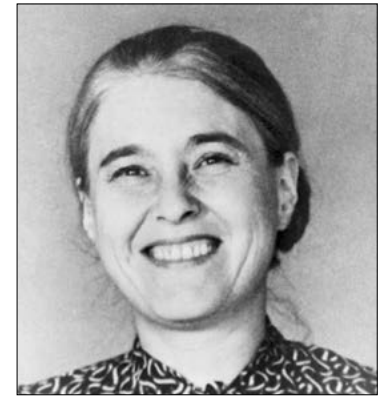
zu Opfern von Grausamkeit und Verbrechen und sterben qualvolle Tode.

Ein Mitschüler fällt als Soldat im September 1914. Ein anderer kämpft wenig später als Mitglied eines Studentenbataillons in den Argonnen, wo ihn die Kugel eines Scharfschützen tötet. Er und Marianne waren ein bewundertes Paar. Nach einem englischen Bombenangriff liegt die dicke Else mit ihrem Mann und den Kindern tot unter den Trümmern ihres Hauses. Sophie geht zugrunde bei einem Transport nach Polen. Lore wird wegen ihres jüdischen Geliebten mit Haft in einem Konzentrationslager bedroht. Sie begeht Selbstmord mit einer Überdosis Schlafpulver.

Das sind furchtbare Schicksale. Die Leidenden und Sterbenden sind jedoch nicht Opfer eines blinden Geschicks, dem die Menschen unentrinnbar ausgeliefert sind. Die Erzählerin benennt die Täter und Verursacher, die für Un-

menschlichkeit und Gewalt verantwortlich sind. Ein unfähiger Monarch, ein menschenverachtender Diktator, die Gestapo, eifernde Mitmenschen, verblendete Anhänger oder willfährige Diener eines mörderischen Herrschaftssystems. So ist die Schilderung des Schulausflugs eine todernste Geschichte. Sie wird unterbrochen von Erinnerungen an glückliche Erlebnisse, an Kaffee und Kuchen am Rheinufer, wo Rosenstöcke blühen und der Blick in eine weiche, hügelige Landschaft geht. Das sind idyllische Einschübe. Die Geschichte verliert nichts von ihrer Härte. Die Mädchen wachsen in eine Welt hinein, wo Verbrechen und Tod auf sie warten. Ihr einzelnes Leid und ihr Sterben fügen sich nach und nach zu einem Gesamtbild der Katastrophen, die sich in Deutschland vom Ersten Weltkrieg über die NS-Herrschaft bis 1945 ereigneten.

Am Ende sind zwölf Mädchen tot. Die Erzählerin Netty geht



„Der Ausflug der toten Mädchen“ ist eine um 1944 entstandene Erzählung von Anna Seghers (1900–1983) mit autobiographischen Bezügen.

durch die Straßen von Mainz und trifft auf ihre Mutter. Bevor es zu einer herzlichen Umarmung kommt, fällt die phantasierte Welt in sich zusammen.

Mexiko ist wieder da, die Wirklichkeit, in der die Erinnerungen ihren Ausgang nahmen.

Gerd Schrammen

Mexiko

»Nein, von viel weiter her. Aus Europa.« Der Mann sah mich lächelnd an, als ob ich erwidert hätte: »Vom Mond«. Er war der Wirt der Pulqueria* am Ausgang des Dorfes. Er trat vom Tisch zurück und fing an, reglos an die Hauswand gelehnt, mich zu betrachten, als suche er Spuren meiner phantastischen Herkunft. ...

Das Rancho lag, wie die Berge selbst, in flimmrigem Dunst, von dem ich nicht wußte, ob er aus Sonnenstaub bestand oder aus eigener Müdigkeit, die alles vernebelte, so daß die Nähe entwich und die Ferne sich klärte wie eine Fata Morgana. Ich stand auf, da mir meine Müdigkeit schon zuwider war, wodurch der Dunst vor meinen Augen ein wenig verrauchte. Ich ging durch den Einschnitt in der Palisade aus Kakteen und dann um den Hund herum, der, wie ein Kadaver völlig reglos, mit Staub bedeckt, auf dem Weg schlief, mit abgestreckten Beinen. Es war kurz vor der Regenzeit. Die offenen Wurzeln kahler, verschlungener Bäume klammerten sich an den Abhang, im Begriff zu versteinern. Die weiße Mauer rückte näher. Die Wolke von Staub oder auch von Müdigkeit, die sich schon ein wenig gelichtet hatte, verdichtete sich, in den Bergeinschnitten nicht dunkel wie Wolken sonst, sondern glänzend und flimmrig. Ich hätte an mein Fieber geglaubt, wenn nicht ein leichter, heißer Windstoß die Wolken wie Nebelfetzen nach anderen Abhängen verweht hätte.

* Kleiner Getränkeausschank

Die Mädchen auf der Wippe

Es schimmerte grün hinter der langen weißen Mauer. Wahrscheinlich gab es dort einen Brunnen oder einen abgeleiteten Bach, der das Rancho mehr bewässerte als das Dorf. Dabei sah es unbewohnt aus mit dem niedrigen Haus, das auf der Wegseite fensterlos war. Das einzelne Licht gestern abend hatte wahrscheinlich, wenn es keine Täuschung gewesen war, dem Hofhüter gehört. Das Gitterwerk war, längst überflüssig und morsch, aus dem Toreingang gebrochen. Doch gab es im Torbogen noch die Reste eines von unzähligen Regenzeiten verwaschenen Wappens. Die Reste des Wappens kamen mir bekannt vor, wie die steinernen Muschelhälften, in denen es ruhte. Ich trat in das leere Tor. Ich hörte jetzt inwendig zu meinem Erstaunen ein leichtes, regelmäßiges Knarren. Ich ging noch einen Schritt weiter. Ich konnte das Grün im Garten jetzt riechen, das immer frischer und üppiger wurde, je länger ich hineinsah. Das Knarren wurde bald deutlicher, und ich sah in dem Gebüsch, das immer dichter und saftiger wurde, ein gleichmäßiges Auf und Ab von einer Schaukel oder von einem Wippbrett. Jetzt war meine Neugier wach, so daß ich durch das Tor lief, auf die Schaukel zu. Im selben Augenblick rief jemand: »Netty!«

Mit diesem Namen hatte mich seit der Schulzeit niemand mehr gerufen. Ich hatte gelernt, auf alle die guten und bösen Namen zu hören, mit denen mich Freunde und Feinde

zu rufen pflegten, die Namen, die man mir in vielen Jahren in Straßen, Versammlungen, Festen, nächtlichen Zimmern, Polizeiverhören, Büchertiteln, Zeitungsberichten, Protokollen und Pässen beigelegt hatte. Ich hatte sogar, als ich krank und besinnungslos lag, manchmal auf jenen alten, frühen Namen gehofft, doch der Name blieb verloren, von dem ich in Selbsttäuschung glaubte, er könnte mich wieder gesund machen, jung, lustig, bereit zu dem alten Leben mit den alten Gefährten, das unwiederbringlich verloren war. Beim Klang meines alten Namens packte ich vor Bestürzung, obwohl man mich immer in der Klasse wegen dieser Bewegung verspottet hatte, mit beiden Fäusten nach meinen Zöpfen. Ich wunderte mich, daß ich die zwei dicken Zöpfe anpacken konnte: Man hatte sie also doch nicht im Krankenhaus abgeschnitten.

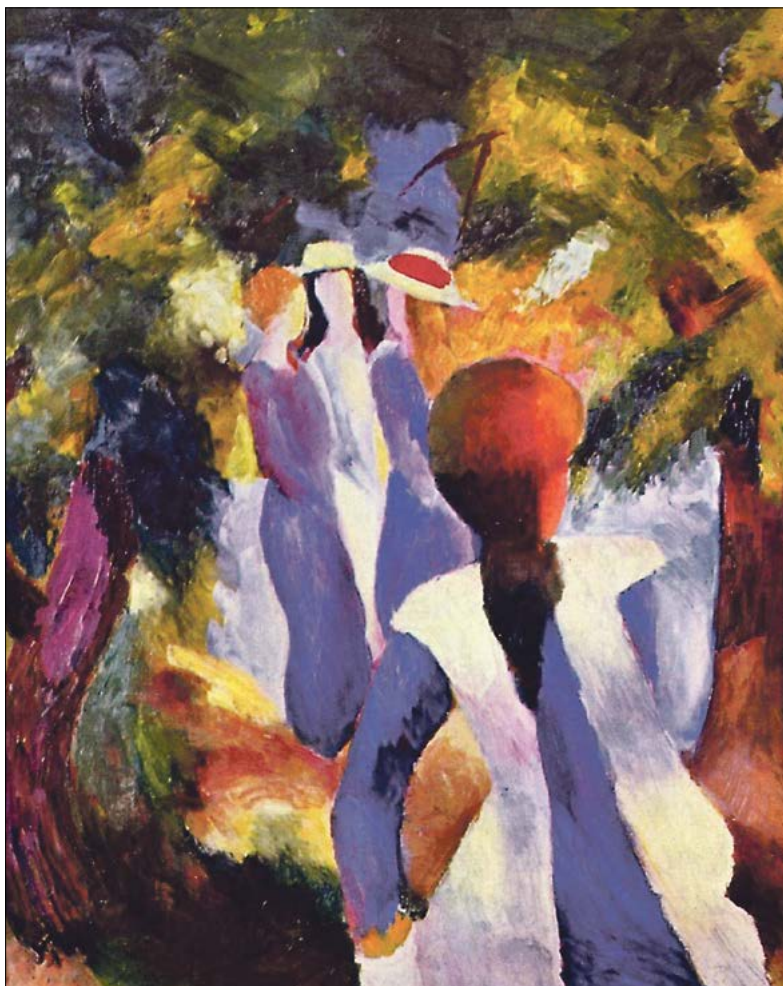
Der Baumstumpf, auf den die Wippschaukel genagelt war, schien auch zuerst in einer dicken Wolke zu stehen, doch teilte und klärte sich die Wolke sogleich in lauter Hagebuttenbüsche. Bald glänzten einzelne Butterblumen in dem Bodendunst, der aus der Erde durch das hohe und dichte Gras quoll, der Dunst verzog sich, bis Löwenzahn und Storchschnabel gesondert dastanden. Dazwischen gab es auch bräunlichrosa Büschel von Zittergras, das schon beim Hinsehen bebte.

Marianne, Lore und die anderen

Auf jedem Ende der Schaukel ritt ein Mädchen, meine zwei besten Schulfreundinnen. Leni stemmte sich kräftig mit ihren großen Füßen ab, die in eckigen Knopfschuhen steckten. Mir fiel ein, daß sie immer die Schuhe eines älteren Bruders erbte. Der Bruder war freilich schon im Herbst 1914 im ersten Weltkrieg gefallen. Ich wunderte mich zugleich, wieso man Lenis Gesicht gar keine Spur von den grimmigen Vorfällen anmerkte, die ihr Leben verdorben hatten. Ihr Gesicht war so glatt und blank wie ein frischer Apfel, und nicht der geringste Rest war darin, nicht die geringste Narbe von den Schlägen, die ihr die Gestapo bei der Verhaftung versetzt hatte, als sie sich weigerte, über ihren Mann auszusagen. Ihr dicker Mozartzopf stand beim Schaukeln stark vom Nacken ab. Sie hatte mit zusammengezogenen dichten Brauen in ihrem runden Gesicht den entschlossenen, etwas energischen Ausdruck, den sie von klein auf bei allen schwierigen Unternehmungen annahm. Ich kannte die Falte in ihrer Stirn, in ihrem sonst spiegelglatten und runden Apfelgesicht. Von allen Gelegenheiten, von schwierigen Ballspielen und Wettschwimmen und Klassenaufsätzen und später auch bei erregten Versammlungen und beim Flugblätterverteilen. Ich hatte dieselbe Falte zwischen ihren Brauen zuletzt gesehen, als ich zu Hitlers Zeit, kurz vor der endgültigen Flucht, in meiner Vaterstadt meine Freunde zum letztenmal traf. Sie hatte sie früher auch in der Stirn gehabt, als ihr Mann zur vereinbarten Zeit nicht an den vereinbarten Ort kam, woraus sich ergab, daß er in der von den Nazis verbotenen Druckerei verhaftet worden war. Sie hatte auch sicher Brauen und Mund verzogen, als man sie gleich darauf selbst verhaftete. Die Falte in ihrer Stirn, die früher nur bei besonderen Gelegenheiten entstand, wurde zu einem ständigen Merkmal, als man sie im Frauenkonzentrationslager im zweiten Winter dieses Krieges langsam, aber sicher an Hunger zugrunde gehen ließ. Ich wunderte mich, wieso ich ihren Kopf, der durch das breite Band um den Mozartzopf beschattet war, bisweilen vergessen konnte, wo ich doch sicher war, daß sie selbst im Tod ihr Apfelgesicht mit der eingekerbten Stirn behalten hatte.

Auf der anderen Schaukelseite hockte Marianne, das hübscheste Mädchen der Klasse, die hohen, dünnen Beine vor sich auf dem Brett verschränkt. Sie hatte die aschblonden Zöpfe in Kringeln über die Ohren gesteckt. In ihrem Gesicht, so edel und regelmäßig geschnitten wie die Gesichter der steinernen Mädchenfiguren aus dem Mittelalter im Dom von Marburg, war nichts zu sehen als Heiterkeit und Anmut. Man sah ihr ebensowenig wie einer Blume Zeichen von Herzlosigkeit an, von Verschulden oder Gewissenskälte. Ich selbst vergaß sofort alles, was ich über sie wußte, und freute mich ihres Anblicks. Durch ihren stracksen mageren Körper lief jedesmal ein Ruck, wenn sie, ohne sich abzustoßen, den Schwung der Schaukel verstärkte. Sie sah aus, als ob sie auch mühelos abfliegen könnte, die Nelke zwischen den Zähnen, mit ihrer festen kleinen Brust in dem grünleinenen, verwaschenen Kittel.

Ich erkannte die Stimme der ältlichen Lehrerin, Fräulein Mees, auf der Suche nach uns, dicht hinter der niedrigen Mauer, die den Schaukelhof von der Kaffeeterrasse abtrennte. »Leni! Marianne! Netty!« Ich packte nicht mehr vor Erstaunen meine Zöpfe. Die Lehrerin hatte mich ja mit den



Das Bild „Mädchen unter Bäumen“ (August Macke, 1914) befindet sich auf dem Einband der Taschenbuch-Ausgabe im Aufbau-Verlag von 1995.

Quelle: Wikimedia

anderen zusammen bei gar keinem anderen Namen rufen können. Marianne zog die Beine von der Schaukel und stellte, sobald das Brett nach Lenis Seite abwärts wippte, ihre Füße fest auf, damit Leni bequem absteigen konnte. Dann legte sie einen Arm um Lenis Hals und zupfte ihr behutsam Halme aus dem Haar. Mir kam jetzt alles unmöglich vor, was man mir über die beiden erzählt und geschrieben hatte. Wenn Marianne so vorsichtig die Schaukel für Leni festhielt und ihr mit soviel Freundschaft und soviel Behutsamkeit die Halme aus dem Haar zupfte und sogar ihren Arm um Lenis Hals schlang, dann konnte sie sich unmöglich mit kalten Worten später schroff weigern, Leni einen Freundschaftsdienst zu tun. Sie konnte unmöglich die Antwort über die Lippen bringen, sie kümmere sich nicht um ein Mädchen, das irgendwann, irgendwo einmal zufällig in ihre Klasse gegangen sei. Ein jeder Pfennig, an Leni und deren Familie gewandt, sei herausgeworfen, ein Betrug am Staat. Die Gestapobeamten, die nacheinander beide Eltern verhaftet hatten, erklärten vor den Nachbarn, das schutzlos zurückgebliebene Kind der Leni gehöre sofort in ein nationalsozialistisches Erziehungsheim.

Darauf fingen Nachbarsfrauen das Kind am Spielplatz ab und hielten es versteckt, damit es nach Berlin zu Verwandten des Vaters fahren könnte. Sie liefen, um Reisegeld zu leihen, zu Marianne, die sie früher manchmal Arm in Arm mit Leni erblickt hatten. Doch Marianne weigerte sich und fügte hinzu, ihr eigener Mann sei ein hoher Nazibeamter, und Leni samt ihrem Mann seien zu Recht arretiert, weil sie sich gegen Hitler vergangen hätten. Die Frauen fürchteten sich, sie würden noch selbst der Gestapo angezeigt.

Mir flog durch den Kopf, ob Lenis Töchterlein eine ähnlich eingekerbte Stirn gezeigt hatte wie

ihre Mutter, als sie dann doch zur Zwangserziehung abgeholt wurde.

Jetzt zogen die beiden, Marianne und Leni, von denen eine ihres Kindes verlustig gegangen war durch das Verschulden der anderen, die Arme gegenseitig um die Hälse geschlungen, Schläfe an Schläfe gelehnt, aus dem Schaukelgärtchen. Ich wurde gerade ein wenig traurig, kam mir, wie es in der Schulzeit leicht geschah, ein wenig verbannt vor aus den gemeinsamen Spielen und herzlichen Freundschaften der anderen. Da blieben die beiden noch einmal stehen und nahmen mich in die Mitte.

Wir zogen wie drei Küken hinter der Ente hinter Fräulein Mees her auf die Kaffeeterrasse. Fräulein Mees hinkte ein wenig, was sie, zusammen mit ihrem großen Hintern, einer Ente noch ähnlicher machte. Auf ihrem Busen, im Blusenausschnitt, hing ein großes schwarzes Kreuz. Ich hätte ein Lächeln verbissen, wie Leni und Marianne, doch milderte sich die Belustigung über ihren komischen Anblick durch eine schwer damit zu vereinende Achtung: Sie hatte später das klobige schwarze Kreuz im Kleidausschnitt nie abgelegt. Sie war ganz freimütig furchtlos statt mit einem Hakenkreuz mit ebendiesem Kreuz nach dem verbotenen Gottesdienst der Bekenntniskirche umhergegangen.

Die Kaffeeterrasse am Rhein war mit Rosenstöcken bepflanzt. Sie schienen, mit den Mädchen verglichen, so regelrecht, so kerzengerade, so wohlbehütet wie Gartenblumen.

Anna Seghers:
Der Ausflug der toten Mädchen (1946)
© Aufbau Verlag. Berlin 1997. 2008

LESERBRIEFE

Lob

Ihre Zeitung wird immer besser und ein wahres Lesevergnügen.

Wolfgang Osterlow, Düsseldorf

Arbeiten im Innenministerium

Zu Ihrem Artikel „Der Vorsitzende meint“: Sie schreiben über das „Homeoffice“ und haben ganz Recht. Im Deutschlandfunk sprach ein netter Engländer, um uns in höflicher Weise auf Irrtümer bei der Übernahme englischer Bezeichnungen aufmerksam zu machen. Dann gab er auf, zufällig genau dann, als feststand, dass wir bei unserem „Homeoffice“ bleiben würden. Wie Sie ja wissen, meint man damit in korrektem Englisch das Innenministerium.

Ich war früher Übersetzerin und ärgere mich deshalb über sprachlichen Unsinn, obwohl ich darüber stehen sollte. Die Empfindlichkeit nimmt aber mit der Zeit eher zu.

Hannelore Hühne,
Hohenstein-Ernstthal

Nationales Repertoire

Mit großem Interesse habe ich in den letzten Sprachnachrichten das Interview mit Kleo Tümmler (SN 86, S. 3) gelesen. Das ist ein Thema, das mich in meinen vielen GEMA-Jahren immer wieder begleitet. Initiativen, die sich auch gerade in diesen Pandemie-Zeiten verstärkt zum Ziel gesetzt hatten, „mehr Musik von nebenan“ umzusetzen, waren – wie in der Vergangenheit – immer „hoch politisch“.

Viele Urheber, mit denen ich zu tun habe, bangen entsprechend um ihre Existenz, denn Gelder für Live-Veranstaltungen aus 2020 wird es nur marginal geben und eine ansatzweise Kompensation über die Rundfunk- und Fernsehsparten wird nicht möglich sein, da nationales Repertoire (abermals) „in diesen Zeiten“ nicht verstärkt gespielt wird.

Silvia Moisis, Berlin

Deutsch in der Schweiz 1

Erfreulich waren die Ausführungen über die Stellung der deutschen Sprache in der Schweiz (SN 86, S. 1, 4–5, 7). Erfahren wir in den nächsten Nummern der Sprachnachrichten auch etwas zu den historischen Hintergründen sowie den heutigen Verhältnissen in Luxemburg, in Elsass-Lothringen, in Südtirol sowie über die Restbestände deutscher Volksgruppen oder die Minderheiten in den Staaten Ostmittel- und Südosteuropas?

Dr. Franz Rader, Wien

Deutsch in der Schweiz 2

Der Artikel über die Schweizer Dialekte ist sehr gut gemacht und interessant (SN 86, S. 4 und 7). Ich freue mich, dass Sie unsere Dialekte so ernst nehmen. Trotzdem drei Anmerkungen: Im Oberengadin spricht man nicht Deutsch, sondern Putér, Oberengadiner Romanisch. Aber natürlich ist die Germanisierung schon weit

fortgeschritten, besonders in Sankt Moritz. Die „Insel“ im Unterengadin, wahrscheinlich ist Tarasp gemeint, ist nicht deutschsprachig, sondern da sprechen die Leute Unterengadiner Romanisch oder Vallader wie die Umgebung. Der Irrtum entstand wohl dadurch, dass Tarasp längere Zeit in österreichischem Besitz war.

Bei den Schweizer Dichtern des 19. Jahrhunderts haben Sie zwei sehr wichtige Dichter vergessen: Conrad Ferdinand Meyer, bekannt durch „Jürg Jenatsch“ und „Das Amulett“, das Sie in SN 85 vorstellen. Es fehlt auch Jeremias Gotthelf mit seinen Romanen über die Bevölkerung im Emmental. Eine sehr bedeutende Literatur. Gotthelf hieß Albert Bitzios und war Pfarrer im Emmental.

Dr. med. Martin Röthlisberger,
Arosa

Deutsch in der Schweiz 3

Wie bitte? Da finde ich einen Artikel über den Beitrag der Schweiz zur deutschen Literatur von Katharina Brinker (SN 86, S. 7). Aber vergebens suche ich darin die Namen Jeremias Gotthelf und Conrad Ferdinand Meyer. Trotz des Platzmangels, der, wie behauptet, nur einen beschränkten Überblick zulässt, hätte Frau Brinker diese zwei sehr bedeutenden Bereicherer deutschsprachiger Literatur nicht auslassen dürfen. Da hätte eher so manch anderer Name wegbleiben können.

Michael Erren, Freiburg i. Br.

Deutsch in der Schweiz 4

Ein großes Lob für dieses Schweizheft! Erlauben Sie mir zwei Hinweise: Im Hohler-Zitat muss es wohl „Ramft“ heißen, nicht „Ranft“. Im Alemannischen wird nämlich aus *nf* gemeinhin ein *mf*. Aus fünf wird *fimf* und aus *Ranft* somit *Ramft* (SN 86, S. 4). Im langen Charles-Linsmayer-Zitat fällt mir ferner auf, dass er zweimal „scheinbar“ anstatt korrekt „anscheinend“ verwendet. Direkt oder indirekt (semantisch) verneintes „scheinbar“ bedeutet nämlich „tatsächlich“. So wäre das „scheinbar selbstverständlich“ als „nicht selbstverständlich“ und „scheinbar unausrottbar“ als „ausrottbar“ zu lesen. Das ist vom Verfasser hier aber jeweils nicht gemeint. Dieser Falschgebrauch von „scheinbar“ ist dem schweizerischen Verfasser allerdings kaum anlastbar, denn auch im Alemannischen wie in allen Dialekten und somit auch der deutschen Umgangssprache gibt es nur „scheinbar“.

In der Hochsprache dagegen besteht aber immer noch der geschilderte Unterschied, und dessen befleißigen wir uns alle im VDS bekanntlich.

Volker Morstadt, Freiburg i. Br.

Deutsch in der Schweiz 5

Toll das „Grüezi – aus der Schweiz“ und auch der Artikel von Charles Linsmayer, der genau das themati-

siert, was ich vor 43 Jahren gedacht und gemacht habe. Die Frage, soll ich Schwizerdütsch lernen oder bei meinem Hochdeutsch bleiben. Da ich damals schon 32 Jahre alt war, hatte ich mich dazu entschlossen meinen Schweizer Brüdern und Schwestern (Alemannen und Alefrauen) zu sagen, daß sie mit mir Schwizerdütsch rede chönnet, aber ich bei meinem schönen Deutsch bleibe.

Schade, daß nirgendwo das Buch unserer wirklich tollen und fleißigen Ulla Weinreich aus Dänemark „Wir sprechen gerne Deutsch“ erwähnt wurde. Enthalten sind u. a. zwei Beiträge von Regula (Schutzheilige von ZÜRICH) Heinzelmann und mir, dem *liklämmte* (zwischen der Schweiz), Gero Greb aufgenommen. Besonders der Artikel von Regula Heinzelmann ist lesenswert, weil fundiert und profitierend von Selbsterleben und -erfahren! In „Grenzenlos gut“ wird Gottfried Keller erwähnt, mit dem Regula Heinzelmann übrigens verwandt ist! Ich selber habe ihn an einer seiner Wirkungsstätten (Staatsschreiber in ZÜRICH) im Kloster Rheinau getroffen nur ca. 7 Kilometer von meiner Haustüre entfernt.

Gero Greb, Dettighofen

Keine Frage von Zahlen

Im Artikel auf der Titelseite der Ausgabe 85 wird auf eine Aussage unseres Vorsitzenden verwiesen, in den kommenden Jahren sei eine Einwanderung von 200.000 Arbeitskräften jährlich vonnöten. Ich kann mich aber noch gut an den Vorwurf erinnern, den man „uns“ nach der Einwanderung der ersten Gastarbeiterwellen gemacht hat, man habe Gastarbeiter geholt, es seien aber Menschen gekommen. Ohne dieses Thema näher beleuchten zu wollen, bleibt doch die Aussage richtig, dass Ein- oder Zuwanderung keine Frage von Zahlen und Statistik, sondern eine politisch-kulturelle Frage ist.

Ralph Aurand, Köln

Neue deutsche Bildung?

In der Ausgabe 86 wird an mehreren Stellen die Bildungsmisere Deutschlands dokumentiert (S. 2, 8, 9). Immer deutlicher wird, dass die böse, über 100 Jahre alte Forderung des angloamerikanischen Auslandes, zur Abschreckung *Made in Germany* auf jede Klorolle zu schreiben, endlich Realität wird – wenn auch auf andere als gedachte Weise. Deutsch verschwindet einfach als Bezeichnung von Produkten und mit ihm die deutsche Sprache und Bildung.

Benutzen wir wie viele ehemalige Kolonialvölker das Englische, weil es keine richtige eigene Sprache gibt? Haben wir Deutschen nicht einmal eigene Begriffe für die einfachsten Dinge? Es gibt kein technisches Gerät, das „Aus“ und „An“ anzeigt. Eine Kleinigkeit? Nein, ein Skandal und eine Würdelosigkeit.

Prof. Helmut Böhme, Neustrelitz

Dialekte im Südwesten

Als württembergischer Schwabe (oder schwäbischer Württemberger) gehöre ich zu der aussterbenden Generation derer, die nicht nur in der Familie, sondern allgemein zwei Umgangssprachen haben und pflegen: Schwäbisch und Standarddeutsch, das ich aber bewusst mit schwäbischem Akzent spreche.

Als ich 1969 beruflich für einige Jahre ins badische Lörrach wechselte, kam ich schnell mit dem dortigen Alemannisch zurecht, der Sprache von Johann Peter Hebel, die auch Amtssprache war. Dieser Dialekt unterscheidet sich nur in Nuancen vom Baseldütsch, also einer der Spielarten des Schweizerdeutschen (SN 86, S. 4).

Damals gab es noch im ganzen Dreiländereck einen gemeinsamen Sprachraum. Inzwischen herrscht im Elsass das Französische vor, in Lörrach das fernsehdeutsche Standarddeutsch, so dass anstelle des Dialektkontinuums drei scharf voneinander getrennte Sprachräume entstanden sind. Ich betrachte dies als einen der vielen Verluste, die der Verzicht oder die Verleugnung der Dialekte mit sich bringt.

Aber noch gibt es für meine Generation den gemeinsamen südwestdeutschen Sprachraum mit seinem gemächlichen Sprachtempo, dem man anmerkt, dass zuerst gedacht und dann erst geredet wird.

Dr. Dieter Feucht, Metzingen

Krankhaft und lächerlich

Urs Bühler fragt: „Wann hat das Deutsche die Fähigkeit eingebüßt, neue Phänomene selbst zu bezeichnen?“ (SN 86, S. 4). Ich meine, die hat es keineswegs eingebüßt. Vielmehr haben viele Deutschsprachige die Fähigkeit oder den Willen verloren, die Möglichkeiten der eigenen Sprache wahrzunehmen. Sie ziehen ihr oft nur halbverstandenes Englisch vor.

Ich suche immer noch jemanden, der mir erklärt, was so attraktiv daran sein soll, in einer Sprache herumzustümpfen, die man nur unvollkommen beherrscht. Die meisten Deutschen können ihr verehrtes Englisch ja noch nicht einmal richtig aussprechen. Zunächst gilt das für eine Reihe von angelsächsischen Vokalen: Es heißt nicht Hecking, sondern eher „Hähking“, nicht Glemmer (für *glamour*), sondern „Glähmer“, und der Präsident Reagan hieß nicht Reggen, sondern „Räigen“. Das Englisch dieser Leute ist gewollt und nicht gekonnt. Die ahnen ja gar nicht, wie krankhaft und lächerlich sie wirken.

Schließlich möchte ich noch vorschlagen, schon jetzt den – mir unbekannten – Urheber der Bezeichnung *Containment Scout* für Kontaktermittler in den Kreis der Kandidaten für den Sprachpanscher 2021 aufzunehmen.

Prof. Dr. Clemens Döpp,
Freudenberg

Die Menschen sind es

„Wann hat das Deutsche die Fähigkeit eingebüßt, neue Phänomene selbst zu benennen? So fragt Urs Bühler (SN 86, S. 6). Diese Frage ist ganz einfach zu beantworten. Das Deutsche konnte diese Fähigkeit nie einbüßen, weil es sie noch nie besessen hat. Das kann eine Sprache gar nicht. Die Menschen sind es. Traurig, traurig in Anbetracht des Reichtums der deutschen Sprache. Und woran liegt es? Denkfaulheit!

Jürgen Karasiak, Frankfurt (M.)

Genderunflug

Im Zuge der Genderhysterie wird die Berücksichtigung sexueller Befindlichkeiten gefordert (SN 86, S. 8). Mir stellt sich die Frage, wie zum Beispiel die Stadt Mannheim eine Stellenanzeige für einen Bürgermeister formulieren müsste. Etwa so: Die Stadt Mann_*Inheim sucht eine/n Bürger_*Innenmeister_*Inkandidat_*In (m/w/d)?

Bei den derzeit um sich greifenden Denkmalstürzen darf auch bei Namen nicht Halt gemacht werden. Wilhelmshaven, Ludwigshafen und andere Gemeindennamen beziehen sich auf Männer. Oft gar auf rassistische Herr_*Inscher_*Innen, die früher einmal berühmt waren, aber heute in die Kritik geraten sind.

Erlangen, Erding, Erwitte müssten um ein „Sie“ ergänzt werden, wohingegen Wörter wie Siegen, Siegburg und andere so lange beibehalten werden können, bis eine Parität der Geschlechter erreicht ist. Die Sprache geht der/dieweil den/die Bach_*In hinunter.

Bodo Geiersbach, Duderstadt

Selbstkritik

Der Einsender eines Leserbriefs bitet darum, auch mal auf Beiträge zur „Gendersprache“ und zu „Anglizismen“ zu verzichten (SN 86 S. 19). Ich unterstütze das, sofern es sich um polemische Beiträge handelt. Grundsätzlich halte ich diese Themen aber für so wichtig, dass darauf in keinem Heft verzichtet werden sollte. Jedoch sollte man auch bei sich selber anfangen. Beobachte ich doch, wie ich immer wieder Anglizismen benutze, für die es deutsche Begriffe gibt.

Gero von Randow, Markershausen

Aktuellste Ausgabe?

Vielen Dank für Ihren Beitrag über die Entwicklung des Duden (SN 86, S. 15). Für mich, Jahrgang 1940, gibt es allerdings nur eine aktuelle Auflage, die letzte. Alle vorherigen sind nicht mehr aktuell. Deshalb kann es keine „aktuellste“ Auflage geben.

Wilhelm Hedemann, Wuppertal

Hohler Stein

In Ihrer Buchbesprechung von Peter Hahnes „Seid ihr noch bei Trost!“ schreiben Sie auf S. 26: „So der Klaptext des aktuellen Werkes, das zeitgleich (!!!) mit dieser Ausgabe

Wir freuen uns über Kritik und Lob, über letzteres natürlich mehr. Leider können wir nicht alle Leserbriefe abdrucken, müssen oft auch kürzen. Dafür bitten wir um Verständnis.

Schreiben Sie bitte an leserpost@vds-ev.de.

der Sprachnachrichten den Markt erreicht.“ Gerade Ihnen sollte doch der Unterschied zwischen gleichzeitig und zeitgleich bekannt sein. Oder hat der stets wiederholte journalistische Unsinn auch bei Ihnen den Stein gehöhlt?

Dr. Franz Poschenrieder, München

Friesisch ist eine Sprache

Die unzähligen deutschen Dialekte sind nicht nur interessant und vielfältig, sondern auch sehr ausgeprägt in der Welt verglichen mit anderen Sprachen. Leider gehen einige wie Ostpreußisch oder Schlesisch verloren.

Aber dass Sie Friesisch zu den deutschen Dialekten zählen, ist falsch. Es ist kein deutscher Dialekt, sondern eine germanische Sprache. Jedoch Lützeburgisch, das von Ihnen in einer der letzten Ausgaben als germanische Sprache bezeichnet wurde, ist als Moselfränkisch ein deutscher Dialekt. Es wurde in der Vergangenheit auch teilweise in den westlich von Luxemburg gelegenen Eifelkreisen gesprochen. Dass es der Staat Luxemburg neben Französisch und Deutsch zur Staatssprache erklärt hat, ändert daran nichts.

Jörn Teuber, Hamburg

Allgemeine Briefe an den VDS

Grimm-Ausgabe gesucht

Ich suche für meinen Enkel eine vorzeigbare Ausgabe von Grimms Märchen. Noch heute freue ich mich an der Erinnerung der schönen Sätze und Bilder einer Ausgabe der 50er Jahre. Doch was der Handel heute zu bieten hat, ist ein Graus. Mitteilung erbeten an: Tel. 08142-9265.

Heinz-Leo Harhaus, Gröbenzell

Deutsche als Statisten des Protests

Bei den bundesweiten Demonstrationen gegen die seit Jahrhunderten bestehende Entrechtung dunkelhäutiger Menschen in den USA offenbart sich eine ärgerliche sprachliche Missachtung. Diese Proteste sind zweifellos berechtigt. Wir fragen uns jedoch: Warum halten die Protestierenden fast ausschließlich Plakate mit englischen Sprüchen hoch? Geht es hier darum, andere Menschen zu überzeugen, oder geht es um Selbstdarstellung und Aktionismus? Was soll ein gewöhnlicher Bürger mit Botschaften anfangen wie *There comes a Time when Silence is Betrayal* oder *I Understand that I will never Understand however I Stand*?

Erkennen die meist jungen Leute, die solche Plakate hochhalten, nicht, dass sie ein Grundprinzip demokratischer Redlichkeit verletzen? Ein Großteil der Menschen in Deutschland versteht die englischen Losungen nicht. Die Anprangerung von Unmenschlichkeit in den USA wird so zur sprachlichen Ausgrenzung der Bürger und Bürgerinnen in Deutschland. Sie werden zu Statisten des Protestes herabgewürdigt. Das scheint die Protestierenden, bei denen wir auch ein Gutteil Arroganz und Selbstgerechtigkeit vermuten, nicht zu kümmern.

Ingeburg und Dietmar Kinder, Elsdorf-Heppendorf

Herr Kultusminister Frau Teusch

Als Schüler habe ich mich 1950 um ein Fulbright-Stipendium beworben. Es ermögliche jungen Ausländern, in den USA ein Jahr zur Schule oder Uni zu gehen. Ich schrieb „an die Kultusministerin von NRW, Frau Christine Teusch“ und bat um Rat und Hilfe, erhielt als Antwort aber nur, der Schüler habe den Dienstweg einzuhalten und die richtige Anschrift zu wählen. Die laute „An den Herrn Kultusminister, Frau Christine Teusch“. Dieses Praktikum in Staatsbürgerkunde hat mich stark beeindruckt.

Robert Seckelmann, Schwelm

Herrenloses Damenfahrrad

Ich fand diese Schlagzeile vor Jahren fettgedruckt in der Passauer Neuen Presse und habe mit meiner Familie herzlich gelacht. Im Lichte des zunehmenden Sprachfeminismus ist die Zeile eine Quelle steter Heiterkeit. Man könnte auch scherzhaft fordern, im Sinne geschlechtlicher Ausgewogenheit eine Mindestquote damenlos aufgefundener Herrenfahrräder festzusetzen.

Dr. Klaus Coulin, Burghausen

Definitiv keine Veranstaltungen

„Definitiv“ ist ein Lieblingswort unserer jungen Politiker. Denn wenn diese etwas von sich geben, ist einfach kein Widerspruch gewünscht und möglich. Ihre Aussagen sind eben definitiv.

Verbesserungen der deutschen Sprache werden definitiv keine gemacht – ha, ha! Es gab mal eine Zeit, da wurden Wörter wie „definitiv“ in Schulaufsätzen mit der Randbemerkung „Ausdruck“ rot angestrichen.

Barbara Berger, Dortmund

Hörerwunsch?

Ich höre gern im Radio WDR 5. Die Sendungen sind, mal abgesehen von gelegentlich stark tendenziöser Berichterstattung, informativ, wenn man sie durch andere Literatur, zum

Beispiel die Sprachnachrichten, ergänzt. Meine Frage an den Sender, warum denn mehr als 90 Prozent der Zwischenmusiken englischsprachig eingespielt wird, wurde mit einem Halbsatz beantwortet: das sei Hörerwunsch. Vielleicht können Sie das Thema aufgreifen.

Wilhelm Speer, Bielefeld

Unerträgliche Umerziehung

Kürzlich hörte ich im Deutschlandfunk eine Sendung über Gendern. Die überwiegende Mehrheit derer, die zu Wort kamen, sprach sich gegen die allfällige Vergewaltigung der Sprache aus. Aber andererseits hielt eine Mehrheit das Anliegen hinter der Genderei für gerechtfertigt. Eine Frau sagte, sie sei Engländerin und beim Gendern liefe ihr (in meinen Worten) ein Schauer über den Rücken, denn im Englischen gebe es kein Verb to gender.

Ich finde die Vergewaltigung der Sprache und die damit verbundene absichtsvolle Umerziehung des Publikums gleichermaßen unerträglich.

Walter Apel, Hannover

Hochdeutsch zuerst vor die Hunde

Vor der letzten Bundestagswahl hatte ich mir die Wahlprogramme angesehen. Deutsche Sprache kam bei den meisten überhaupt nur in Verbindung mit den Flüchtlingen vor, einerseits als Voraussetzung für Integration, andererseits als Mittel der Ausgrenzung. Ich habe seinerzeit Flüchtlingen die ersten Brocken Deutsch beigebracht und stand bei der Begegnung mit denglischer Alltagssprache auf verlorenem Posten, vor allem bei Leuten mit Englischkenntnissen. Denglisch hat den Spracherwerb von Migranten erheblich behindert.

Wenn ich gefragt werde, ob Mundart aussterben wird, antworte ich mittlerweile: „Hochdeutsch geht vorher noch vor die Hunde.“

Josef Peil, Mastershausen

Aufsässige Nebensätze

In den aktuellen Ausnahmezeiten scheint es darauf anzukommen, möglichst schnell möglichst viele Artikel zu verfassen – nach dem Grundsatz, man weiß ja nicht, wie lange sie noch Gültigkeit besitzen. Das führt zu sich häufenden Fehlern, die sich zwar schon ein paar Jahre in der Presse halten, aber derzeit zunehmen. Dazu gehören Rechtschreibfehler, aber auch grobe Schnitzer in puncto Grammatik wie z. B. Nebensätze, die als eigenständige Hauptsätze separat stehen. Federführend ist die Konjunktion „zumal“. Sie hat gewissermaßen Hochkonjunktion, pardon -konjunktur. Natürlich könnte ich mir einreden, dass dies Zeichen einer lebendigen, offenen Sprachentwicklung seien – aber ist das tatsächlich so? Christiane Geiger, Lampertheim

→ Fortsetzung von Seite 21

Alle begrüßt

Schon vor Jahren hat ein alter Feuerwehrrundkommandant seine Hörer mit den Worten begrüßt: „Sehr geehrte Alle!“ Ein interessanter Vorschlag. Es macht viel Freude sich aufmerksam mit unserer deutschen Sprache auseinanderzusetzen.

Gottfried Zurbrugg,
Königsbach-Stein

Die Schweiz als Retter des Deutschen

Am Serre Ponçon lauschte ich einmal jemandem, der laut in Deutsch Anweisungen gab. Es war ein Elsässer, der einem Holländer zeigte, wie man am besten auf dem Wasserbrett steht. Als sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Amerikaner Gedanken machten, wie man verhindern könne, dass die Deutschen immer ihre Nachbarn überfallen (Richelieu, Ludwig XIV und Napoleon sind dort wohl unbekannt), kam auch die These auf, das müsse mit der Sprache zu tun ha-

ben. Also müsse man die deutsche Sprache verbieten, was ja auch nach 1918 schon eine Rolle gespielt hatte. Aber hier kam die deutschsprachige Schweiz den Plänen in die Quere.

Die Schweizer haben den Deutschen ihre Sprache erhalten; tun dies übrigens immer noch.

Peter Schwenkenberg,
Bad Krozingen

Sprachmut

Die Rhein-Erft Rundschau gebrauchte auf ihrer Titelseite kürzlich den treffenden Ausdruck „Stehpaddeln“ an Stelle des englisch-amerikanischen „Stand-up-paddling“. Wenn das nicht Sprachmut ist!

Dorothee Schlösser, Kerpen-Buir

Schleier der Tabuisierung

Auf Anregung des VDS hatte ich zu Beginn des Jahres als Verantwortlicher für die Sprachausbildung der Volkshochschule Frankfurt mit verschiedenen Persönlichkeiten aus dieser Szene zum Thema Genderstern Ver-

bindung aufnehmen wollen. Die Reaktion liegt zu meiner Überraschung bei Null.

Bereits vor Corona hatte ich den Leiter des Instituts für Erwachsenenbildung angeschrieben und einen von mir festgestellten Totstellreflex angesprochen, den ich in dieser Sache innerhalb der Volkshochschullandschaft sehe. Eine Antwort blieb aus. Auch der Leiter der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit und Stadtmarketing der Stadt Frankfurt blieb mir eine Antwort auf eine Frage aus einschlägig-aktuellem Anlass schuldig, unabhängig von Corona, das war schon zu Jahresbeginn. Gleiches geschah bzgl. einer entsprechenden Anfrage mit einer hochrangigen Mitarbeiterin Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge.

Es liegt ein unmerklicher Schleier der Tabuisierung über dem Thema, viele wollen sich die Finger nicht verbrennen, nicht falsch einsortiert werden; ich kenne Hochschul-Lehrer und VHS-Direktoren, die hinter vorgehal-

tener Hand fluchen, aber öffentlich zu keiner Stellungnahme bereit sind.

Das größte Problem in dieser Angelegenheit scheint mir zu sein, dass in der Regel keine sachbezogene Urteilsbildung erfolgt, sondern dass politische Lagerzugehörigkeit und ideologische Verortung sowohl gegen fachliche und rechtliche, aber auch ästhetische und pragmatische Argumente immunisiert. Für eine „Bildungsrepublik“ ein erbärmlicher Zustand.

Bernd Eckhardt,
Frankfurt am Main

Richtige Entscheidung

Die „Sailing City Kiel“, deren Oberbürgermeister wegen des Rattenplakats zu den Sprachpanscher-Kandidaten gehört, ist jetzt laut riesigen in Einkaufszentren aufgestellten Plakaten auf dem Weg zur „Zero.Waste.City“. Ich glaube, dass ich bei meiner diesjährigen Entscheidung in der Sprachpanscherwahl richtig entschieden habe.

Dr. Günther Wiegand,
Quarnbek-Flehmude

Deutsch in Kuba



Dr. Klaus Leciejewski, unser VDS-Regionalleiter Kuba und Autor zweier erfolgreicher Bücher über dieses schöne Land, erläutert bei einem Heimatbesuch dem VDS-Vorsitzenden die Lage in Kuba.

Foto: privat

Deutschland ist in Kuba sehr beliebt – den Namen Alexander von Humboldt kennt dort jedes Kind. Und als Deutscher erkannt zu werden, steigert die Sympathiewerte enorm. Das ist ja in vielen anderen Ländern eher umgekehrt. Leider schlägt diese positive Grundstimmung der einfachen Leute nicht auf die deutsche Sprache durch. Denn die hohe Politik ist Deutschland gegenüber eher reserviert.

Es gibt in Kuba kein Goethe-Institut und nur eine einzige Universität – Havanna –, wo man Deutsch als Hauptfach studieren kann. Die rund 30 Absolventen jährlich arbeiten dann als Touristenführer oder heiraten – falls weiblich – auch gerne einen Ausländer.

Auch die Unterstützung von VDS-Projekten wie etwa der Tag der deutschen Sprache durch die deutsche Botschaft oder den Deutschen Akademischen Austauschdienst ist durchaus ausbaufähig. Deren Vertreter konzentrieren sich auf andere Aufgaben.

Walter Krämer



Das ist mal keine Buch-, sondern eine Blog-Besprechung. Und zwar der unserer Vereinsfreundin Marén Berg, bekannte Sängerin und große Verfechterin der deutsch-französischen Freundschaft, für die sie oft in Schulen und anderen Begegnungsorten, wie etwa Feiern deutsch-französischer Städtepartnerschaften, tätig war und ist. Dazwischen unternimmt sie immer wieder von ihrer entzückenden Wohnung auf dem Montmartre in Paris aus, wo ich einmal mit meiner Frau Doris zum Kaffeetrinken eingeladen war, ausgedehnte Reisen in alle möglichen Winkel unserer schönen Erde, an denen sie uns auf ihrer Netzseite reisenmit.marenberg.com/ teilhaben lässt (auch zu finden über „Reisepuzzle mit Marén“).

„Diese Berichte haben keinen anderen Zweck, als Freude zu bereiten“, schreibt Marén Berg auf der Startseite ihrer beeindruckenden Sammlung. Und das tun sie zweifellos. Weitab von dem „Guckt-mal-wo-ich-überall-gewesen-

bin“ so mancher Urlaubsalben nimmt man hier eher am Alltag der Reisenden teil und entdeckt quasi mit ihr zusammen ein neues Land. Oder auch ein altes wieder. Etwa die Insel Usedom oder das schöne Wien (gleich zweimal), wo ich selbst vier Jahre gelebt habe: „Natürlich steht als erstes die Hofburg auf dem Programm. Praktischerweise habe ich gerade mal wieder bei meiner Mutter in Falshöft alle drei Sissi-Filme anschauen dürfen und so werde ich jetzt sehen können, wie die richtige Elisabeth wirklich gelebt hat.“ Standesgemäß, wie man ein paar Zeilen weiter erfährt: „Madame wurde jeden Morgen DREI Stunden lang gebürstet und frisiert (Hilfe!). Sie wog nur 45 Kilo bei 1,70 m und kasteite sich mit Diäten und Turnübungen, um ihre 51-cm-Taille zu halten.“

Der vorläufig letzte der bislang 26 üppig mit Fotos garnierten Berichte gilt dem mittel-amerikanischen Mexiko. Da war Marén Berg im Frühjahr 2020, mitten in der Corona-Zeit, an der Küste zum Wale-Gucken. „Wir wären auch nicht geflogen, wenn wir geahnt hätten, wie rasend schnell sich diese Pandemie ausbreiten würde“. Aber Wale sieht sie trotzdem: „Ich bin so erschlagen, dass ich die Kamera weggesteckt habe und mich freue, dass mein Banknachbar, Marc Young, mir sein Foto (siehe oben) überlässt. Er ist – wie passend – Virus-Forscher, arbeitet öfter mit dem Institut Pasteur zusammen und ich lade ihn, sowie seine Frau Linda, spontan zu mir an den Montmartre ein, sobald Covid-19 nur noch eine schlimme Erinnerung sein wird“.

Walter Krämer



Frisch zurück aus Mexiko: Sängerin und neuerdings Reise-Bloggerin Marén Berg.

Fotos: M. Young, privat

Das Deutsche und seine Dialekte

Gegenstand unserer Vereinsarbeit ist die deutsche Sprache. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht versteht man darunter nicht nur die Hoch- oder Standardsprache, sondern auch die Vielzahl der nur regional verbreiteten und überwiegend mündlich realisierten Sprachlichkeiten, also die deutschen Dialekte, Gruppen-, Fach- und Umgangssprachen. Sie bilden ein weites Feld der Sprachwissenschaft und werden in den sprachwissenschaftlichen Disziplinen der Dialektologie und Variationslinguistik bearbeitet.

Für eine künftig geplante Dialektseite in den Sprachnachrichten sind Beobachtungen, Betrachtungen und Erfahrungen im Umgang mit dieser Sprachlichkeit erwünscht, Beiträge zu ihrer Vitalität und Kommunikativität, aber auch praktische Beispiele und Belege für die Dialektverwendung in literarischen, pädagogisch-didaktischen und sprachkulturellen Zusammenhängen. Eingeladen dazu ist jeder, der ein weites Herz hat für alle Ausprägungen unserer Heimat- und Muttersprache.

Willkommen sind Texte zum Umgang mit dialektalen Sprachformen in prosaischer und literarischer Verwendung, also Beispiele für dialektale Vitalität und Attraktivität in den von

der deutschen Standardsprache überdachten Gebieten. Jede Dialektlandschaft ist willkommen. Berichte über Dialektveranstaltungen, Dialektautoren, Literaturwettbewerbe, Dialektvergleiche, Sprachfördermaßnahmen usw. geben Einblicke in eine mitunter verborgene Kultur, die aber Teil unseres Sprachlebens ist. Das schließt auch deutsche Sprachinseln ein, stehen sie doch für einen Bereich deutscher Geschichte.

Dialektologische Fachdiskussionen sind kein Gegenstand der Dialektseite, an passender Stelle kann auf sie aber bibliographisch verwiesen werden. Da eine verbindliche Orthographie nicht zum Wesen dialektaler Sprachlichkeit gehört, sind Dialekttexte in einer Schreibweise abzufassen, von der begründet angenommen werden darf, dass sie ein breites Verständnis ermöglicht. In Zweifelsfällen kann bei unserer VDS-AG „Dialekte“ Rat eingeholt werden.

Der Umfang der Beiträge möchte eine Seite nicht überschreiten, also maximal 6.000 Zeichen betragen. Illustrationen und Bebilderungen sind willkommen.

Verantwortlich für dieses neue SN-Format ist das VDS-Beiratsmitglied Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Stellmacher (Göttingen).

SN

Kooperation vereinbart

Die Vogtländische Literaturgesellschaft Julius Mosen e. V. und der VDS in der Region Vogtland wollen künftig enger zusammenarbeiten. VDS-Regionalleiter Dietmar Bender und der Vorsitzende der Literaturgesellschaft Frieder Spitzner haben dazu in Marieney einen Vertrag geschlossen.

„Wir erachten es als wichtig, Politik, Medien, Wirtschaft und Gesellschaft dafür zu sensibilisieren, dass man sich auf Deutsch perfekt austauschen kann“, sagte Regionalleiter Bender. Als erste Maßnahme wird auf den Internetseiten der Literaturgesellschaft eine Rubrik „Sprachpflege“ eingerichtet.

SN

25.000 VDS-Freunde auf Facebook

Der VDS ist auch bei Facebook, Twitter und Instagram unterwegs. Besuchen Sie uns dort einmal und treffen VDS-Freunde. Einfach den QR-Code einlesen und „Gefällt mir“ anklicken. fb.com/vdsdortmund

Bitte teilen Sie uns, falls vorhanden und noch nicht geschehen, Ihre E-Post-Anschrift mit. Einfach **0231-7948520** anrufen oder eine Nachricht schicken an: info@vds-ev.de



Sprache und Geld



„Redezeit“ mit Walter Krämer in der Lutherstadt Wittenberg

Wie die Sprache wirtschaftliche Entwicklungen beeinflusst, erläuterte und diskutierte der VDS-Vorsitzende Prof. Walter Krämer am 13. Juli in der Wittenberger Leucorea bei der „Redezeit“, einer Veranstaltungsreihe des Vereins WortWerkWittenberg (WWW). Diese wird von den WWW-Gründern und -Vorständen Prof. Gerhard Meiser und Prof.

Hans-Joachim Solms, Literatur- und Sprachwissenschaftler an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, organisiert. Beide sind auch Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des VDS.

Die nächste „Redezeit“ findet am 12. Oktober 2020 zum Thema „#hassrede. Vom Anstand und der Unanständigkeit“ statt.

SN

Corona-Wortschatz vereinheitlicht

Das Bundessprachenamt in Hürth (korporatives VDS-Mitglied seit 2019) hat ein Glossar in sieben Sprachen mit rund 1.600 Begriffen zum Thema Corona veröffentlicht. Es soll bei der Übersetzung von Fachtexten oder bei Auslandseinsätzen helfen und die internationale Corona-Terminologie vereinheitlichen. Die Terminologie-Abteilung des Bundessprachenamts hat dafür einschlägige Publikationen, Gesetze, Erlasse, Weisungen, Regelungen und Vorschriften ausge-

wertet. Das daraus entstandene Korpus ist in verschiedene Fachgebiete wie Infektionsschutz, Krisenmanagement und Virologie unterteilt und um die fremdsprachlichen Entsprechungen ergänzt. Für viele der durch die Corona-Pandemie verbreiteten Anglizismen werden einheitliche deutsche Entsprechungen vorgeschlagen (für homeoffice – häuslicher Arbeitsplatz). Das Glossar ist als Internetquelle frei verfügbar: <https://app.coreon.com/repos>

SN

Stellen Sie spielend Ihre Deutschkenntnisse auf die Probe!

Bastian Sick
Wie gut ist Ihr Deutsch?
Das Kartenspiel zum Bestseller
Mit 96 Fragen rund um Rechtschreibung und Grammatik
riva

WORTSCHATZ
Wenn ein Meister sucht, meint er das unbedingt einen Kutscher!

SPRACHGESCHICHTE
Welcher dieser menschlichen Vögel hat in Wahrheit nichts mit einem Vogel zu tun?
A. Hupfduelle
B. Unglückskarabe
C. Schmeißerfliege
D. Schnapsentene

Kartenspiel
96 Karten
ISBN 978-3-7423-1290-7

VDS-Mitglieder einmal anders

Dietmar Kinder

Mitte der 90er Jahre hatten viele Sprachfreunde republikweit das Gefühl: Jetzt reicht's. Die Verhöhnung der deutschen Sprache durch die rückgratlose Anbiederung an das Englische hatte geradezu groteske Ausmaße angenommen und nach Gegenwehr fast schon gefleht. Diese formierte sich etwa in Dortmund im Verein Deutsche Sprache, in Friedrichshafen um Gerhard Junker im Verein zum Schutz der deutschen Sprache, im Sprachrettungsklub Bautzen um Diethold Tietz, und in Köln war es das Bürgerforum Deutsche Sprache, initiiert und angetrieben von unermüdlichen Aktiven Dietmar Kinder, von seiner Frau Ingeburg nach Kräften unterstützt. Schon bald überführte er das Bürgerforum in den VDS, genauso wie Gerhard Junker den Verein zum Schutz der deutschen Sprache. Beide sind neben Eberhard Schöck die bisher einzigen Träger der Ehrenadel des VDS (eine von einer Goldschmiedemeisterin in Handarbeit aus Platin gefertigte Fassung unserer schwarz-rot-goldenen Anstecknadel).

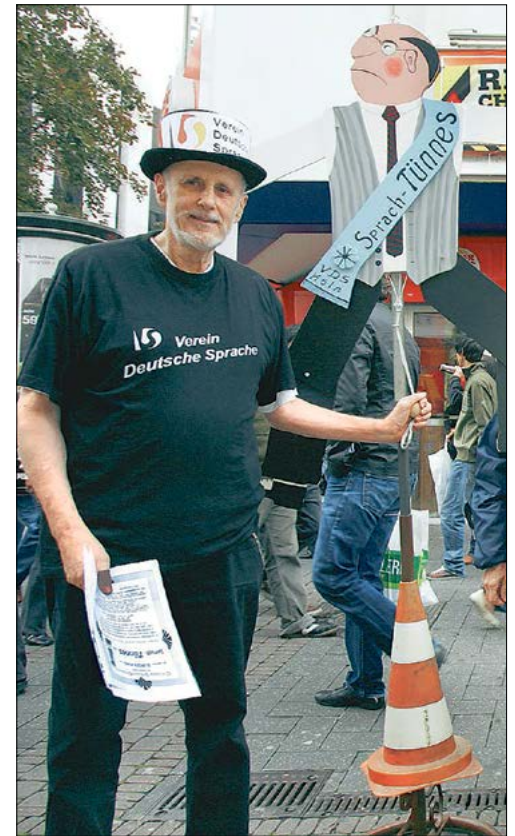
Dietmar Kinder wurde im Jahr 1941 geboren und ist von Beruf Ingenieur und Archivar. Seine Liebe zur deutschen Sprache dokumentierte er schon früh in Kurzgeschichten und Gedichten, die in Büchern wie „Geschichten aus der Heimat“, „UNGEREIMTHEITEN“ und

in zahlreichen Anthologien ihren Niederschlag gefunden haben. Daneben gründete er eine Reihe von Umweltinitiativen, etwa die „Verheizte Heimat“ (Problematik des Braunkohletagebaus Hambach) oder „Ein Dorf wehrt sich“ (spez. Ortsinteressen), bis ihm klar wurde, dass auch unsere sprachliche Umwelt ein höchst schützenswertes, aber ebenfalls bedrohtes Gut darstellt.

Es gilt nicht nur unsere Natur, sondern auch unsere Kultur zu schützen.

Daher sein Wahlspruch: „Es gilt nicht nur unsere Natur, sondern auch unsere Kultur zu schützen.“ Wobei sich ihm der Eindruck aufdrängt, dass man bei uns nicht nur Englisch lernt, um die Verständigung mit Menschen aus anderen Ländern zu erleichtern, sondern auch, um sie mit Menschen des eigenen Landes zu erschweren. So werden Millionen Menschen im eigenen Lande sprachlich ausgegrenzt, und somit von der gesellschaftlichen Teilhabe unseres demokratischen Gemeinwesens ausgeschlossen.

Mehr als zwanzig Jahre führte Dietmar Kinder die Region Köln des VDS. Zu seinen Großtaten zählen die Etablierung des Lehrer-Welsch-Preises für vorbildlichen Einsatz sowohl für die Hochsprache als auch für kölsche Sprache (vielfach in den Sprachnachrichten gefeiert), zusammen mit dem Negativpreis „Sprach-Tünnies des Jahres“. Unvergessen ist – angesichts der lokalen



Ein Frontkämpfer gegen sprachliche Selbst-aufgabe: Dietmar Kinder.

Foto: VDS-Köln

Denglisch-Manie – auch sein tatsächlich im Kölner Stadtrat behandelter ironischer Bürgerantrag, doch konsequenterweise Köln in „Cologne“ umzubenennen.

Solche Aktive braucht der VDS. Anfang dieses Jahres hat Dietmar Kinder die Regionalleitung aus Altersgründen niedergelegt. Die Messlatte für seine Nachfolger liegt hoch.

Walter Krämer

Sprachnachrichten im Wartezimmer



Überdurchschnittlich viele VDS-Mitglieder sind Ärzte, Anwälte oder in Büros tätig, wo Menschen in Wartezimmern gerne etwas lesen. Wie wär's, wenn Sie dort unsere Sprachnachrichten auslegen? Ein **Anruf in der VDS-Geschäftsstelle** genügt (02 31-7 94 85 20), dann schicken wir Ihnen fünf zusätzliche Exemplare.

Vakante Regionen

Der Verein Deutsche Sprache ist eine Graswurzelbewegung: Er lebt und stirbt mit den vielfältigen Aktionen von Tausenden von Sprachfreunden „vor Ort“. Diese können sich auf der Ebene von Postleitzonen zusammenschließen. Der Leiter/die Leiterin einer Region und möglicherweise weitere Delegierte vertreten die Mitglieder auch auf unserer jährlichen Bundesdelegiertenversammlung.

In den folgenden Regionen Deutschlands wird noch eine Person zur Organisation der Regionalarbeit gesucht:

02, 15, 32, 41, 46, 59, 64, 88, 93, 95.

Bei Interesse am besten in der VDS-Geschäftsstelle oder auch direkt bei mir persönlich melden: walterk@statistik.tu-dortmund.de, Telefon 0231-7948520.

Ihr Vereinsvorsitzender
Walter Krämer

Schlagzeile des Jahres gesucht

Seit dem Jahr 2010 organisiert der VDS die Aktion „Schlagzeile des Jahres“. Gewonnen hatte damals die Hamburger ZEIT mit „Krieger, denk mal!“. Der Sieger 2019 war die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung mit der Schlagzeile vom 29. September 2019: „Baden gehen mit Thomas Cook“.

Auch für 2020 werden wieder Vorschläge erbeten. Formlos mit Betreff „Schlagzeile des Jahres“ an die Vereinszentrale [<info@vds-ev.de>](mailto:info@vds-ev.de).

Einsendungen, die es unter die ersten zehn schaffen, werden mit einem Exemplar der „121 Edelsteine der deutschen Sprache“ belohnt. Die Jury besteht aus dem Tübinger Rhetorikprofessor Gert Ueding, den Journalisten Wolf Schneider und Franz Stark, den Sprachwissenschaftlern Helmut Glück aus Bamberg und Horst Haider Munske aus Erlangen sowie dem Vorsitzenden des Vereins Deutsche Sprache.

SN

Richtigstellungen:

- In der Ausgabe 86 der Sprachnachrichten schrieben wir auf S. 24, unser Vereinsfreund Dr. Rolf Massin sei an Covid-19 gestorben. Diese Aussage ist falsch.
- In derselben Ausgabe 86 wird auf S. 20 über das IBB Minsk berichtet. Hier ist richtigzustellen, dass die Mahn- und Gedenkstätte in Trostenez nicht 2013, sondern 2018 eröffnet wurde und das Projekt „Geschichtswerkstatt Tschernobyl“ nicht vom IBB Minsk, sondern vom IBB Dortmund im ukrainischen Charkiw durchgeführt wird.

Neues aus der Geschäftsstelle

Keine Delegiertenversammlung 2020

Der VDS-Vorstand hat auf seiner Sitzung am 13. Juli 2020 entschieden, in diesem Jahr auf eine Delegiertenversammlung zu verzichten. Nachdem die Deutschen Sprachtage in Dortmund wegen der Corona-Krise abgesagt wurden, gab es den Vorschlag, im Herbst eine einfache Delegiertenversammlung (ohne Rahmenprogramm) abzuhalten. Aber schon bei den Vorbereitungen stellte sich heraus, dass strenge Hygiene-Auflagen eingehalten und die Teilnehmerzahl begrenzt werden müssen. Diese Bedingungen und die dennoch weiter bestehende Ansteckungsgefahr angesichts steigender Infektionszahlen kann der Vorstand den Delegierten nicht zumuten, die zum Teil lange Anreisen hätten.

Die Deutsche Sprachtage in Dortmund werden deswegen für das Jahr 2021 neu geplant. Ein Antrag auf Entlastung des Vorstands für das Geschäftsjahr 2019 kann erst auf der Delegiertenversammlung 2021 gestellt werden. Ein Termin und erste Programmpunkte werden in der SN-Ausgabe 88 bekanntgegeben.

Tag der deutschen Sprache mit Festvortrag und Kabarett in Schleiz

Das Jubiläum zum 20. Tag der deutschen Sprache begehen die Regionen Sachsen-Anhalt und Ostthüringen gemeinsam mit dem Duden-Museum am **12. September 2020** in der Aula des Staatlichen Gymnasiums „Dr. Konrad Duden“ in Schleiz.

Um 14 Uhr hält Oberstudiendirektor a. D. Josef Kraus, langjähriger Vorsitzender des Deutschen Lehrerverbands, einen Festvortrag zur Bedeutung von Sprache und Bildung. Während der Veranstaltung werden auch die besten Deutschabiturienten am Schleizer Duden-Gymnasium von Josef Kraus und dem VDS-Vorsitzenden Walter Krämer ausgezeichnet.

Auf dem Programm steht ferner ein Auftritt des Dresdner Kabarett-Duos „Duale Satire Deutschland“.

Mit Ulrich Eißner und Arnd Stephan dürfen sich die Besucher über die „schadlose Entsorgung von geistigem, geist-



Das Duden-Museum (Kirchplatz 4, Schleiz) ist aktuell wieder für Besucher geöffnet. Dr. Konrad Duden war im Ruthenium zu Schleiz von 1869 bis 1876 als Direktor des Gymnasiums tätig.

Foto: Jörg Bönisch

losem, zeitgeistlichem oder gar ungeistigem Müll mittels des umweltschonenden Satire-Verfahrens“ (Quelle: www.duale-satire.de) freuen.

Josef Kraus bringt die Formel für Spracherziehung und Förderung der Sprachentwicklung auf den Punkt: „Eine sehr gute muttersprachliche Bildung befähigt die Schüler dazu, sich

weitere Wissensgebiete zu erarbeiten.“

Um die Bestimmungen aus der Corona-Verordnung des Freistaats Thüringen zu erfüllen, melden sich Interessenten bitte mit Vor- und Zunamen sowie der Wohnanschrift oder Telefonnummer unter info@vds-ev.de an.

Jörg Bönisch

Volker Miske †

Am 27. Juni verstarb unser ehemaliger Vorstandsfreund Volker Miske aus Kritzmow bei Rostock; der Tod kam unerwartet, Volker wurde nur 51 Jahre alt. Die regelmäßigen Besucher unserer Bundesdelegiertenversammlungen erinnern sich noch an seine Kandidatur in Wittenberg im Jahr 2015. Die war sehr ungewöhnlich, denn der Kandidat war nicht da, sondern per Audio vom Polarkreis zugeschaltet, wo er gerade als Meeresbiologe die Fauna unserer Ozeane untersuchte, besonders den Kraken. Sie waren neben dem VDS und seiner Dorothea Volkers dritte große Liebe.

Ich kann mich noch gut erinnern wie er dem Ehepaar Krämer einmal erklärte, er könne, nachdem er nun wisse, wie ungewöhnlich rücksichtsvoll diese Tiere denken und auf ihre Umwelt reagieren, keine Tintenfische mehr essen.

Aus Krankheitsgründen trat Volker Miske 2018 nicht mehr für den Bundesvorstand an. Aber er arbeitete weiter, wie schon vorher, an der Ostseeküste bei vielen VDS-Veranstaltungen mit. In den Sprachnachrichten mehrfach gewürdigt wurde etwa seine Aktion „Gutes Deutsch vor dem Abtauchen“ vor den Tauchgondeln auf



Volker Miske auf den Deutschen Sprachtagen 2019 in Halle.

Foto: Jörg Bönisch

der Seebrücke von Zinnowitz auf Usedom. Auch die Ostsee-Zeitung hat darüber berichtet. Daneben war Volker Miske Koproduzent, Kameramann (unter und über Wasser), Koautor und Wissenschaftlicher Berater von Natur- und Tierfilmproduktionen sowie einer der Gründerväter des Darger Naturfilmfestivals, auf dem jährlich der ebenfalls von ihm erdachte Deutsche Naturfilmpreis vergeben wird.

Am 27. Juni verließ Volker Miske wohlgenut zum Einkaufen sein Haus und kam nicht mehr zurück. Unterwegs ereilte ihn ein Herzinfarkt.

Wir verlieren mit ihm einen Basisaktiven der ersten Stunde und einen persönlichen Freund.

Walter Krämer

Hans Trenner †

Hans Trenner (7. August 1938 – 28. Juni 2020) war ein VDS-Urgestein: Vielseitig gebildet, mit klarer Wertorientierung und mit seinem besonderen Interesse für Geschichte, Politik und Philosophie hat er sich zeitlebens für seine geliebte deutsche Sprache eingesetzt und die Arbeit des VDS mit Initiativen, Ideen und Kritik bereichert.

Seit 1999 war er VDS-Mitglied, von 2003 bis 2006 Hamburger Regionalleiter und seither Mitglied im Regionalvorstand und Delegierter in der Bundes-Delegiertenversammlung.

Er war einer der Initiatoren des Sprachpreises „Elbschwanenorden“, mit dem wir seit 2005 jährlich zum „Tag der deutschen Sprache“ Hamburger Persönlichkeiten und Einrichtungen für ihre Verdienste um die Pflege und Förderung unserer Sprache auszeichnen. Diese Idee, die an die 1658 von Johann Rist gegründete Literatenvereinigung gleichen Namens anknüpft, hat in mehreren VDS-Regionen Nachahmung gefunden. Die jährliche Preisverleihung fand stets große Beachtung in der Presse, die „Sprachnachrichten“ haben regelmäßig darüber berichtet.



Hans Trenner auf den Deutschen Sprachtagen in Kusel 2018.

Foto: VDS

Auch im Kampf gegen die Beschädigung unserer Sprache durch die Sprachregelungen der „Politischen Korrektheit“ und der „Gender-Ideologie“ hat sich Hans Trenner mit viel Herzblut engagiert und dazu beigetragen, dass die Hamburger Regionalgruppe den VDS schon mit einer Präsentation auf der Bundes-Delegiertenversammlung in Gießen 2014 auf dieses Thema aufmerksam gemacht und die VDS-Arbeitsgruppe „Gendersprache“ gegründet hat, die weiterhin sehr aktiv ist (vgl. vds-ev.de/gegenwartsdeutsch/gendersprache/gendersprache/).

Seine mahnende Stimme ist verstummt. Hans Trenner hinterlässt eine schmerzliche Lücke. Wir werden sein Gedenken in Ehren halten.

Hans Kaufmann

BÜCHER

Deutsch in der Schule

Das sich Linguistik heute vielfach weniger für die Sprache selber, ihre Klarheit und Verständlichkeit sowie für die Weiterentwicklung und Anpassung von Regeln und Normen interessiert als für soziale Aspekte von Sprache – dafür liefert der Duden-Verlag jetzt ein Beispiel mit dem Band „Deutschpflicht auf dem Schulhof – warum wir Mehrsprachigkeit brauchen“.



Mit dem Titel bedienen sich die Autorinnen einer mit dem Anglizismus „Framing“ umschreibbaren Irreführung der Leserschaft – denn eine angeblich „immer wieder“ geforderte „Deutschpflicht“ außerhalb des Klassenraumes dient diesem „Duden-Debattenbuch“ allenfalls als Aufhänger. In Wirklichkeit geht es um die Fortführung der ständigen Diskussion um den Stellenwert sprachlicher Normen und deren sozialkritische Bewertung im politisch-ideologischen Kontext.

Die Konstruktion einer deutschen „Hochsprache“ sei Ausdruck eines „ethnolinguistischen Nationalismus“ aus dem 19. Jahrhundert, der „monolinguale Habitus“ ein „historisch bedingtes Kuriosum“ – und die Standardsprache nichts anderes als eine „Variante des Deutschen, die nur von einer kleinen bildungsbürgerlichen Schicht“ – der „Bildungselite“ gesprochen werde.

Damit ist eigentlich schon alles gesagt, was das Verfasser-Trio mitteilen will – auch wenn über etwa 65 Seiten gefühlte 25 Mal erklärt und wiederholt wird, dass „Lehrende zu niedrigeren Lernerwartungen und auch Schulempfehlungen bei Mehrsprachigen“ neigten, dass „Mehrsprachigkeit“ eben keine „doppelte Halbsprachlichkeit“ bedeute, und dass diese eine „größere Akzeptanz und Wertschätzung“ verdiene, um die „bildungs-institutionelle Privilegierung von Kindern aus der Mittelschicht etwas zu verringern“, lauter phrasenhafte Pauschalierungen, die wohl ohne Bezug zu konkreten Tatsachen in den Raum gestellt werden.

Sich auf Deutsch sorgfältig und korrekt (also letztlich vor allem klar und verständlich) auszudrücken ist offenbar bildungsbürgerliches Hobby (wie z. B. Golfspielen), mit dem man sich bewusst von anderen abheben und sie gesellschaftlich ausschließen will – obwohl diese schon deshalb hohe Sprachkompetenz besitzen, weil sie zuhause „auch“ (nicht etwa meist „nur“) Türkisch, Arabisch oder Russisch sprechen.

Das von Bildungspolitikern, ob links, liberal oder konservativ, seit langem propagierte und zum Glück mehr und mehr als notwendig erkannte Ziel, Integration und Chancengleichheit durch die besondere Förderung der (bildungssprachlichen) Kompetenz zu erstreben – dieses Bemühen erscheint angesichts der tiefen Einblicke und multikulturellen Expertise solcher „Wissenschafter*innen“ geradezu lächerlich überflüssig!

Dagegen fordern Wiese, Tracy und Sennema am Ende die „selbstverständliche Anerkennung aller Schüler*innen, die in

Deutschland geboren und aufgewachsen sind, als Sprecher*innen des Deutschen“ – das „Deutsche“ ist also nicht etwas, was es zu lernen gilt, und worin es sich zu verbessern lohnt, sondern eine Art inklusiver und multikultureller, nicht normierter und diskriminierungsfreier Allgemeinsprech. Nun, dann wird wohl auch die Sprachwissenschaft nicht mehr gebraucht, und „Debattenbücher“ mit solchem multilingualement Habitus bei völlig wertfreiem (oder wertlosem?) sprachästhetischem Nihilismus bleiben uns künftig erspart – übrigens auch Fördergelder der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die laut Fußnote zur Alimentierung des Projekts herangezogen wurden.

Man kann natürlich solche Ideen vertreten – wenn man denn sachlich und empirisch schlüssig argumentieren würde – man kann auch annehmen, dass eine multiethnisch-identitär orientierte Zielgruppe, der unreflektierte „Inklusion“ mehr am Herzen liegt als reales Bemühen um Integration, so etwas bereitwillig kauft – man fragt sich aber, warum ausgerechnet der Duden-Verlag einem solchen Konstrukt von Vorurteilen und ideologischen Allgemeinplätzen seinen guten Namen zu opfern bereit ist.

Claus Günther Maas

Heike Wiese, Rosemarie Tracy, Anke Sennema:
Deutschpflicht auf dem Schulhof?
Duden-Verlag 2020. ISBN 978-3-411-74512-8. 8,00 €

Polen 1945:
Zwangswise westwärts

Gerade wir Sprachschützer und Sprachbegeisterte wissen, wie notwendig es ist, historisch-kritisch die deutsche Geschichte zu begreifen, weil man nur so Phänomene wie die Denglish-Manie, den deutschen Selbsthass und das Vordringen des Genderwahns verstehen kann. Dem Geschichtsbild eine gültige geistige Form zu geben, ist nicht zuletzt die Aufgabe der Dichter. Obwohl nun die opferreiche Vertreibung der Deutschen aus dem Osten Europas und die Vernichtung ihrer Kultur ein zentrales Jahrhundertthema der deutschen Literatur sein müsste, gibt es nur wenige Versuche, diese dunkle Vergangenheit gestaltend zu erhellen. Noch ungewöhnlicher ist, dass mit Wolfgang Bittner, 1941 im schlesischen Gleiwitz geboren, jetzt in Göttingen lebend, ein renommierter Schriftsteller aus der politischen Linken sich mit seinem Roman „Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen“ an diese Herausforderung wagt.



Ein in sich stimmiges Epos erfordert Klarheit der großen Linien, um die Fülle der Einzelbeobachtungen und geschichtlichen Zusammenhänge einzuordnen ins Gesamtbild. Das Kind, die Zentralfigur des Romans, wächst heran in einer bürgerlichen Familie Schlesiens und wird mit ihr nach 1945 hinabgeschleudert in die Barackenexistenz von Flüchtlingen. Weit über alles Autobiographische hinaus zeichnet Bittner zwischen hurrabrüllenden Nazis, feigen Mitläufern, Schwankenden

und Widerständlern ein gültiges Panorama des deutschen Ostens der Kriegszeit und des Nachkriegswestens. Er dokumentiert sowohl das kleine Glück der Kindheit, als Schlesien noch friedlich und die Ostfront weit ist, als auch den Überlebenskampf von Menschen, deren bisherige Welt im Krieg zerbricht.

Bewusst verzichtet der promovierte Jurist auf eine bequeme Neutralität: Er ergreift Partei für das Recht, für die Menschen – und kritisiert konsequenterweise Verbrechen der Sieger ebenso wie satte Pfahlbürger in der neuen Ersatzheimat.

Am Ende des Buches ist aus dem Kind ein innerlich gereifter Junge geworden: „Er gehört sich, ist frei und unabhängig. Um ihn her der herrliche, der duftende, blühende Wald. Und alles, alles ist gut.“

Rolf Stolz

Wolfgang Bittner: Die Heimat, der Krieg und der Goldene Westen. Ein deutsches Lebensbild, Roman, Zeitgeist Verlag Hörh-Grenzhausen 2019, ISBN 9783943007213, 351 Seiten, 21,90 €

Wortspielereien – von
Aachen bis Zytotoxizität

Ein Bio was??? Leser des neuen Werkes von Wolfgang Eichhorn „Ein Bio-, Öko-, Sozio-, Theo-Trip. Von Aachen bis Zytotoxizität“ dürfen sich nicht von dem etwas sperrigen Titel abschrecken lassen. Es wäre schade. Den mutigen Leser erwartet ein vielfältiger Gedichtband, der mit Humor und Augenzwinkern zahlreiche Themen des Alltags aufgreift – eine „gedankliche Tour durch das Leben“, so der Autor.



Die Gedichte, in ihrer Art so verschieden wie die Themen, die sie behandeln, sind alphabetisch geordnet und in Teilbereiche gegliedert. Es reihen sich Wortspielereien an Sprüche, Schüttelreime an Palindrome und gereimte an nichtgereimte Werke.

Es beginnt mit „All“ – vielleicht auch als Anfang allen Lebens zu verstehen. Das ewige Thema Geld betrachtet Wolfgang Eichhorn mehrmals, unter anderem in Form eines überaus gelungenen Schüttelreims. Auch dem „Leid“ ist ein nachdenkliches Gedicht gewidmet. Natürlich finden auch die schönen Dinge des Lebens reichlich Betrachtung, gerade „Liebe(n) II“ wartet mit Überraschungen auf.

Wer wissen möchte, was es mit der bereits im Titel erwähnten „Zytotoxizität“ auf sich hat, dem sei das letzte Gedicht dieses ungewöhnlichen Werkes ans Herz gelegt, es bringt Licht ins Dunkel.

Überhaupt ist eine Besonderheit dieses Büchleins, wie detailliert der Autor nicht nur das Entstehungsjahr angibt, sondern auch die Inspiration, die ihn in Form bekannter Künstler oder befreundeter Autoren zur Idee gebracht hat. Somit ist „Ein Bio-, Öko-, Sozio-, Theo-Trip“ wahrlich eine Reise, auch durch die eigene Geschichte des Autors.

Anna Kehrt

Wolfgang Eichhorn: Ein Bio-, Öko-, Sozio-, Theo-Trip – von Aachen bis Zytotoxizität. 106 Seiten, ISBN 978-3-942409-94-0. 19,00 €

Verbrechen und Sprache

Die schlechte Bewertung eines Rechtsanwalts auf einem Portal; ein Drohbrief mit Interna aus einem sensiblen Geschäftsbereich – wenn unbekannte Absender dem Adressaten schaden wollen, werden sie häufig gerufen: Die Sprachprofiler. Das Expertenteam rund um Leo Martin und Patrick Rottler untersucht solche Schriftstücke oder Internetbeiträge. Ihr Buch „Die geheimen Muster der Sprache“ präsentiert ein paar ihrer Fälle, zeigt aber auch praktische Hilfen, wenn man selbst nicht sicher ist, wie man einen Gesprächspartner einschätzen soll.

Geprüft werden in den Fallbeispielen u. a. die Satzstruktur, aber auch die Benutzung bestimmter Wörter oder Sprachmuster. Im Fall der schlechten Bewertung des Rechtsanwalts stellte sich heraus, dass ein abgewiesener Bewerber für die Rezensionen verantwortlich war. Ihm wurde die spezielle Sprache, die er als Jurist in seinen Schreiben benutzte, zum Verhängnis. Neben Erfahrungsberichten ihrer Fälle zeigen Martin und Rottler auch auf, wie man selbst Lügner auf die Spur kommen kann: durch eine genaue Beobachtung des Gegenübers, was Sprache, Mimik und Verhaltensmuster angeht.

Insgesamt ist das Buch eine kurzweilige Lektüre mit vielen Aha-Momenten und spannenden Tipps, die man einfach und unkompliziert im Alltag anwenden kann.

Doro Wilke

Leo Martin und Patrick Rottler:
Die geheimen Muster der Sprache. Redline Verlag
München 2020. ISBN 978-3-868-81790-4. 14,99 €



Bessere Texte für Recht und Gerechtigkeit

Unter den Mitgliedern des Vereins Deutsche Sprache finden sich auch viele Juristen, gefühlt weit mehr, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht. Auch zahlreiche Hochschullehrer wie Roland Schimmel sind dabei, die Tag für Tag im akademischen Unterricht erfahren müssen, welches Trümmerfeld ein schlechtes Deutsch in juristischen Texten hinterlassen kann. Davon gibt es, allen von Schimmel nochmals zusammengetragenen Belehrungsversuchen zum Trotz, immer noch jede Menge: Völlig richtig stellt er fest, „dass viele anstrengende Eigenarten der Juristensprache schon vor über 60 Jahren kritisiert wurden. Offensichtlich ändert sich das alles nur sehr langsam, wenn überhaupt“.

Allein schon deshalb kann man diesen erneuten Anlauf nur begrüßen. Anders als seine Vorgänger arbeitet Schimmel hauptsächlich mit Beispielen aus der Praxis, die er dann nicht ohne eine gewisse Schadenfreude Wort für Wort zerlegt und zu lesbaren Sätzen neu zusammensetzt. Diese praktischen Übungen



machen den Hauptteil des Buches und auch seine große Stärke aus. Besonders gefallen hat mir eine Ermahnung auf Seite 82: „Englisch-juristische Fachausdrücke sollten Sie auf ihre Erforderlichkeit für das Textverständnis prüfen. Sind sie erforderlich, ist der Leser für eine Erklärung oder Definition dankbar. Sind sie nur Beweise für Ihre Weltläufigkeit, können sie entfallen.“

Wäre das Durcharbeiten dieser Beispiele für alle angehenden Juristen vorgeschrieben, wäre das ein großer Sieg für Recht und Gerechtigkeit in Deutschland. Walter Krämer

Roland Schimmel: Juristendeutsch?
Ein Buch voll praktischer Übungen für bessere Texte,
Verlag Ferdinand Schöningh 2020,
197 Seiten, ISBN 978-3-8252-5451-3. 20,00 €

Karl Valentin lebt

Satiren zu schreiben war noch nie so leicht. Es reicht, die Reden gewisser Politiker oder abstruse Gender-Anleitungen zu kopieren. Oder auch nur im Alltagsleben Augen und Ohren aufzuhalten. Aber Markus Tönnishoff setzt in diesem Buch noch einen drauf: Wie er mit seiner Freundin Nini, die in fast allen Geschichten vorkommt, den täglichen Wahnsinn sozusagen selbst entlarven lässt, hat schon fast Karl-Valentineske Qualitäten.

Das beginnt mit dem Toilettenpapier, das jetzt als Fax geliefert wird. Noch nirgends habe ich den modischen Smart-Home-Wahn so gekonnt veräppelt gesehen. Oder nehmen wir sein Interview mit der Gleichstellungsbeauftragten Frau Dr. Eisenkot (hier mit leichten Kürzungen nachgedruckt auf Seite 12): Wenn Lächerlichkeit wirklich töten könnte, wäre dieses Gewerbe demnächst ausgestorben. Und wie Tönnishoff und seine Freundin Nini in dem Stück „Eine klare Sprache ist immer wichtig“ das absurde Gerede vieler Politiker alleine dadurch demaskieren, dass sie in dieser Sprache in einem Restaurant eine Ochsenchwanzsuppe bestellen, ist allein schon den Preis für diese höchst unterhaltsame Satirensammlung wert.

Ich habe mich lange nicht mehr so gut amüsiert. Walter Krämer

Markus Tönnishoff: Die Seehunde haben heute Ruhetag. Neue garstige Satiren,
Hamburg 2020, Verlag Tredition, 132 Seiten,
ISBN 978-3-347-06388-4. 15,90 €



Goethes Reise ins Morgenland

Im Alter von 65 Jahren las Goethe erstmals die von Joseph von Hammer-Purgstall übersetzten Gedichte des persischen Dichters Hafis (gestorben um 1390). Goethes Verhältnis zum Orient und sein Interesse am Islam gehen weit über alles hinaus, was Autoren seiner Zeit in Deutschland darüber schrieben. Sein „West-östlicher Divan“ (erstmal erschienen 1819) galt lange Zeit als das zentrale Werk der Orientrezeption. Der

Gedichtzyklus ist eine Hommage an den persischen Dichterfürsten wie auch ein poetisches Zwiegespräch über die Länder und Jahrhunderte hinweg.

Edvin Cami hat Goethes Verhältnis zum Orient und zum Islam untersucht. Sein Buch gliedert er in acht Kapitel, in denen er literaturwissenschaftlichen Fragestellungen in Bezug auf den West-östlichen Divan nachgeht. Es geht um die Reise als Flucht, die Ewigkeit der Liebe, die Religion und die Sprachwelt des Orients. Seine Quellen sind neben den Originaltexten und den „Noten und Angaben zum besseren Verständnis des West-östlichen Divan“, zu denen sich Goethe veranlasst sah, vor allem auch die Briefwechsel, insbesondere die Korrespondenz mit Marianne von Willemer (1784–1860), die in der Entstehungszeit des Divans eine wichtige Inspiration für Goethe war und auch selbst einige Gedichte dafür schrieb.

Für seine Studien hat Edvin Cami als Stipendiat der Goethe-Gesellschaft Weimar in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek recherchiert. Er betont, dass Goethe ein prägnantes Feingefühl für den Orient, seine Menschen und seine Region entwickelt hat und kann das mit zahlreichen Zitaten belegen. Goethes Orient erscheine als „ein ‚Paradies‘ im geistigen Raum der west-östlichen Begegnung“. Die Bibel bezeichnet Goethe in den Noten und Angaben, die auch als Prosateil des Divans gelten, als die „älteste Sammlung orientalischer Poesie“. Gleichwohl wolle sich Goethe nicht „orientalisieren“ und „bleibt gerne ein Fremdling“. Im Schlussteil ordnet Cami den Divan ein in einen durch Goethe mitgeprägten Begriff der Weltliteratur.



Edvin Cami (Bildmitte) mit Deutschstudenten in Durrës.

Foto: VDS

Edvin Cami ist VDS-Mitglied und als Lektor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität „Aleksandër Moisiu“ in Durrës sowie an der Universität Tirana tätig. In seinem Heimatland Albanien ist er als Übersetzer tätig und erhielt Preise für seine Übersetzungen von zahlreichen Texten aus verschiedenen Sprachen.

Holger Klätte

Edvin Cami: Begegnungen mit dem Orient im literarischen Schaffen Goethes. Alterität- und Identitätsfragen im Umgang des deutschen Dichters mit dem Morgenland. J.B. Metzler Berlin 2019.
ISBN 978-3-476-05166-0. 34,99 €



Duden ohne Duden

Der neue Duden. 3000 Wörter stärker“ – so wirbt der Dudenverlag für die neue 28. Auflage, drei Jahre nach Erscheinen der 27. Auflage (2017). Der Rechtschreibduden ist das Paradepony, das Brot-und-Butter-Geschäft des Verlags. Das Buch gilt in Deutschland als das Sprachwörterbuch schlechthin. Leider. Denn im Gegensatz zu Larousse und OED fürs Französische und Englische, enthält der Duden fast keine Bedeutungsangaben. Das war berechtigt, als Konrad Duden mit seinem Orthographischen Wörterbuch (1880, 187 Seiten) die Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung einleitete. Sein Werk wurde seither vor allem in quantitativer Hinsicht erweitert: auf den gesamten gängigen deutschen Wortschatz. Der wächst natürlich und gibt Anlass zu immer neuen Auflagen. Geschätzt ein Drittel aller Stichwörter in der jüngsten Auflage sind Zusammensetzungen wie zum Beispiel *Bundestagsabgeordnete*, *Bundestagsdebatte*, *Bundestagsfraktion*, *Bundestagsmandat*, *Bundestagspräsident*, *Bundestagssitzung* usw. Als Information zur Rechtschreibung sind sie überflüssig. Hinzukommen, ein Diener vor dem Zeitgeist, unzählige feminine Personenbezeichnungen, und zwar zu jedem maskulinen Pendant, von *Abendländerin* bis *Zynikerin*.

Kurioserweise fehlt im Duden das Stichwort *Duden*. Wie konnte das passieren? Weil man nur nach neuen Wörtern sucht, nicht nach

den metonymisch gebildeten Appellativen aus Eigennamen.

Als die Semantikforschung in den 1970er Jahren wiedererwachte, hat der damalige Verlagsleiter Günther Drosdowski eine lexikographische Wende unternommen: zu einem umfassenden Bedeutungswörterbuch, dem 6-bändigen *Großen Wörterbuch der deutschen Sprache*, das in 4. Auflage (1999) 10 Bände umfasst, sowie (als Kurzfassung, 1983) dem Deutschen Universalwörterbuch, das inzwischen in 9. Auflage (2019) vorliegt. Dies sind die eigentlichen Flaggschiffe deutscher Lexikographie. Leider hat ihnen der simple, in jeder Auflage weiter aufgeblähte Rechtschreibduden von Anfang an das Wasser abgegraben.

Die gute Nachricht zuletzt: Man braucht den neuen Duden gar nicht. Denn im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS) im Netz findet man kostenlos alle Einträge des großen 10-Bänders, mit umfassenden Bedeutungsangaben, Textbelegen, zeitlicher Einordnung und vieles mehr. Damit ist das Rechtschreibwörterbuch weitgehend überholt. Ein alter Duden im Regal reicht für den gelegentlichen händischen Gebrauch.

Horst Haider Munske

Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 28., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Dudenverlag: Berlin 2020, 1294 S., ISBN 978-3-411-04018-6. 28,00 €



Pott und Poesie

Lesen in Coronazeiten, auflesen, diese Ernte eines Arbeiter- und Schriftstellerlebens! Horst Hensels Lesebuch stellt Vielseitigkeit zur Schau: Gedichte, Poeme, Volksliedstrophen, Haiku, Oden, sogar ein Sonett, Sprüche, Aphorismen, Distichen, Dichterporträts, Diskussionen, Berichte, Reportagen, Tagebuchnotizen, eine Kriminalgeschichte, einen Romananfang, Gedankenprosa, Rezensionen, die sich zu Rezensionssays auswachsen. Nicht weniger abwechslungsreich sind die Themen, die zwischen Natur und Ruhrpott, Schuttplatz, der Welt der Hochöfen und Zechen, schillern, zwischen der deutschen Einigung und der Europäischen Zentralbank. Realitätsgrus überschwemmt die Erzählung. An Welt und Gesellschaft, an der Bauwelt der Großstädte, an Besitz und Mehrwert, an den Verkehrsverhältnissen wird kaum ein gutes Haar gelassen. Aber auch die Idylle einer beschaulichen Autobahnfahrt, ja mit Stau, fehlt nicht.

So sehen die Stationen und Umwege einer sehr privaten Selbstsuche aus. Überall ist das Autobiographische greifbar, das plötzliche Stillstehen, der Rundumblick, die mit Ironie gespickte Selbstreflexion. Das beginnt mit dem Titel, *Lesebuch*, der sich eigentlich an Schulkinder wendet. Hensel, der des Poetischen durchaus fähig ist, liebt die verfremdenden Effekte, nicht die Schönfärberei. Heimelige Naturlandschaften, Genrebilder werden mit unbequemen Fremdwörtern, Fachausdrücken, mit Eigennamen und Zitaten durchsetzt. Den Höhepunkt bilden die philosophisch-theologischen Aufzeichnungen, etwa der Szentistischen Oden. Es gäbe keinen vorgegebenen Sinn, nur Zufall und Vergänglichkeit, „Irrgang“. Es gibt keine Götter mehr, das

religiöse Sprechen sei abhanden gekommen, so dass es allenfalls in einen „Pantheismus der Erscheinungen“ münde. Einen solchen nannte bekanntlich Schopenhauer die vornehme Form des Atheismus. Aber die materialistische Weltanschauung sollte nicht missverstanden werden. Entwaffnend ist immer wieder der lebensbejahende Auftrag: das Leben lohnt, der Tod einbegriffen, der jenes erst verklärt. Und fast an Rilke gemahnend: „Nichts Größeres, / ... als geworden zu sein.“ Hier finden sich unvergessene Formulierungen: „du kannst ... deiner Unfreiheit / ein freies Nein entgegensetzen.“

Nicht zu übersehen ist die politisch linke Positionierung, die sich an alle richtet aber nicht jedem mundet („Meine Bücher sind für alle, aber nicht für jeden.“) Angriffsziel ist das Besitzdenken. Trotzdem ist Hensel der Vorwurf eines sozialistischen Realismus im Sinne des aus der Dortmunder Gruppe 61 hervorgegangenen Werkkreises Literatur und Arbeitswelt nicht zu machen, dessen erster Sprecher er 1977–1979 war und den er unterschwellig kritisiert. Dazu sind seine Texte zu experimentell und zu persönlich. Sie verzichten auf jede unmittelbar subversive Wirkung.

Dabei klingt Hensels Ringen um die Präzision einer ungeschminkten Sprache und eines gekonnten Stils wie Musik nicht nur in VDS-Ohren. Seine Diktion liebt Kürze und Pointe, das Kunstlose wie auch die Spielerei. Virtuos, aber nicht immer einfach. In meiner Bibliothek steht das Bändchen inzwischen neben Heine.

Roland Duhamel

Horst Hensel: *Lesebuch*, Aisthesis Verlag Köln 2020. 167 S., ISBN 978-3-8498-1546-2. 8,50 €



Moin!

von Hamburg bis Kolding

Ulla Weinreich, Michael Bach Ipsen (Hrsg.)

GRENZSPRACHEN

203 Seiten, 21,40 Euro
ISBN 978-3-942409-96-4

Sprachen: Deutsch und Dänisch

Niederdeutsch, Friesisch, Hochdeutsch, Dänisch und Synnejsk – erleben Sie die Sprachen der Grenzregion! Erfahren Sie, warum man von hier bis zur Elbe den ganzen Tag mit *Moin!* begrüßt wird, oder genießen Sie die Beiträge über die Literatur der Herzogtümer des 19. Jahrhunderts und die stärkste Mundart Dänemarks.

Deutsch-dänisches
Freundschaftsjahr 2020

Modersmål-
Selskabet

Kurzweiliger Sprachfluss

Große Freude an der kleinen Form empfindet der Autor Axel Lehmann in seinem Kompilationsband „Schall & Brauch. Was hier und da geredet wird ...“

In seinen prosaischen Kurztexten, die sich nach Anlass z. B. „Friseurgespräche“ und Anzahl der Sprecher („Monolog, Dialog“) unterscheiden, sieht und hört Lehmann genau hin. Dabei



geht es nicht bierernst zu, sondern es entwickelt sich ein kurzweiliger Sprachfluss, der einen mitzureißen vermag.

Eine unterhaltsame Lektüre, die sich mit den kleinen Dingen des Alltags beschäftigt.

Frank Reimer

Axel Lehmann: *Schall und Brauch*, united p. c. Verlag, ISBN 978-3710345074. 16,40 €

Gute Nachbarschaft

Unser Nachbarland Dänemark feiert im Jahr 2020 das deutsch-dänische Freundschaftsjahr. Eine Freundschaft, die durch Grenzziehungen mehrmals auf die Probe gestellt wurde. Auch sprachlich sind die Grenzregionen ein geteiltes Land: Insbesondere die Region Schleswig prägt eine große sprachliche und kulturelle Vielfalt, hier sind die germanischen Sprachen Hochdeutsch, Niederdeutsch, Friesisch, Südschleswigdänisch, Standarddänisch und Synnejsk seit Jahrhunderten fest verwurzelt.

Die dänische Modersmål-Selskabet, die Muttersprachen-Gesellschaft, setzt sich seit über 40 Jahren für die dänische Sprache in all ihren Facetten ein und feiert das 100-jährige Jubiläum der deutsch-dänischen Grenzziehung mit ihrem Aufsatzband „Grenzsprachen“. Dieser erweitert Vorträge der Sprachkonferenz der Gesellschaft im Oktober 2019 mit weiteren wichtigen und informativen Beiträgen zum Thema Sprache in den Grenzbereichen.

Auf humorvolle und spannende Weise erläutern die beiden Herausgeber Ulla Weinreich und Michael Bach Ipsen im Vorwort die Geschichte der Grenzregion Schleswig über die schwierige und von Umbrüchen geprägte Zeit nach dem ersten Weltkrieg, in der der deutschen Minderheit ihre eigene Sprache verboten wurde, bis zur heutigen Zeit, in der einem friedlichen Zusammenleben auch unterschiedliche Sprachen und Dialekte nicht mehr im Wege stehen.

Weitere Autoren betrachten die unnachahmlichen Eigenheiten der Grenzsprachen, aber auch die Schultraditionen wie zum Beispiel die Rolle des Deutschen im dänischen Schulunterricht. Sogar die Musik findet im Werk von Rikke Thomsen Beachtung, die 2019 ein komplettes Album in Synnejsk vorlegte.

Eine Besonderheit des Buches liegt in seiner liebevollen Aufmachung und dem Detail, dass es zwei Bücher in einem vereint: Einmal in deutscher Sprache, beginnt man von der anderen Seite in Dänisch.

Und genau diese Tatsache zeigt, dass die deutsche Sprache und die regionalen Grenzsprachen nicht voneinander zu trennen sind. Erst gemeinsam ergeben sie ein Ganzes.

Ein besonderes und wirklich schönes Buch, das einen wertvollen Beitrag zur deutsch-dänischen Freundschaft leisten wird. *Katharina Brinker*

Grenzsprachen. Hrsg. v. Ulla Weinreich und Michael Bach Ipsen. 203 Seiten, ISBN 978-3-942409-96-4. 21,40 €



Respektlosigkeit heute

Der „Wettbewerb im Beleidigen“, zu dem in der Ausgabe 85 aufgerufen wurde, hatte regen Zuspruch. Die Auswahl der zehn Gewinner-Texte fiel schwer. Sie stammen von: Lisa Sucker (Lamspringe), Jannis Kosminski (Alfeld), Viktoria Belgardt (Eime), Brigitte Brennecke (Uetersen), Max Ike (Alfeld), Ulrich P. Johansen (Campinas/Brasilien), Ernst Meinhardt (Berlin), Lukas Röhner (Tübingen), Tatjana Schmalz (Berlin) und Efcan Günes (Alfeld).

Die drei besten Texte werden in der Ausgabe 88 der Sprachnachrichten abgedruckt.

IFB VERLAG
Deutsche Sprache GmbH

LESETIPP

Wolfgang Eichhorn

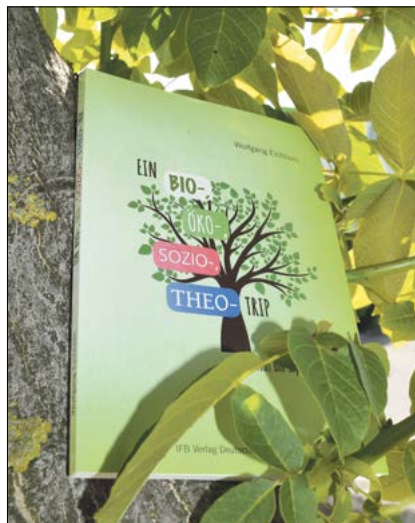
EIN BIO-, ÖKO-, SOZIO-, THEO-TRIP

Von Aachen bis Zytotoxizität

106 Seiten, 19,00 Euro. ISBN 978-3-942409-94-0

In prägnanter Sprache schildert der Verfasser eine Reise, die er in Aachen beginnt. Er behandelt die Themen Armut, Bücherlesen, Charakter, Diebstahl, Ehe, Erde, Geld, Humor, Kunst, Liebe, Mann, Planen, Reise, Schule, Tiere, Tod, Wirtschaft, Ziele.

Kurz vor dem Ende seiner Tour durch Deutschland schlägt er unter dem Stichwort Vaterland eine Verbesserung unserer Nationalhymne vor. Spötter sagen, sie leide an Zytotoxizität.



Wolfgang Häring

Woisch no –

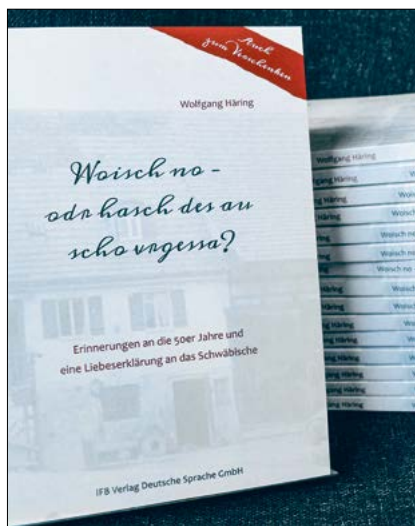
odr hasch des au scho vrgessa?

Erinnerungen an die 50er Jahre und eine Liebeserklärung an das Schwäbische

160 Seiten, 12,00 Euro. ISBN 978-3-942409-80-3

Wie im Titel angedeutet, ist dieses kleine Büchlein als Erinnerung, *abr au zom Schmunzla* für Schwaben geschrieben, vor allem auch für solche, die eigentlich kaum von sich behaupten können, es noch zu sein, weil das wichtigste Kennzeichen einer Volksgruppe, ihre Mundart, ihre ganz eigene Sprache, gerade verloren zu gehen droht.

Das soll aber nicht heißen, dass auch fast schon verlorengegangene Schwaben und alle anderen ausgewiesenen Nicht-Schwaben diese kleinen Geschichten *midla vo dr Alb ra*, also direkt aus dem Herzen Schwabens, *ond des au no vo alde Zeida*, nicht verstehen könnten.



Jessica Ammer (Hrsg.)

Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter

Eine Dokumentation mit Beiträgen von Josef Bayer, Peter Eisenberg und Helmut Glück.

2. Auflage. 60 Seiten, 8,00 Euro. ISBN 978-3-942409-92-6

Die Stiftung Deutsche Sprache legt mit dem Band 3 ihrer Schriftenreihe ein Büchlein mit sieben Artikeln vor, die in der Auseinandersetzung um eine „geschlechtergerechte Sprache“ verfasst wurden.

Die Beiträge sind zwischen 2017 und 2019 in großen Tageszeitungen erschienen. Ihre Autoren sind Fachleute für die Grammatik des Deutschen, die die einschlägigen sprachwissenschaftlichen Fakten einer breiten Leserschaft in einem verständlichen Deutsch darlegen.

Die Stiftung will damit wesentliche sprachliche Sachverhalte verdeutlichen und grundsätzliche methodische Argumente zugänglich machen.



Edelsteine

121 Sternstunden deutscher Sprache.

Vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Lorient.

3. Auflage. 653 Seiten. Leinen gebunden. 24,90 Euro. ISBN 978-3-942409-57-5

„Insgesamt ein dickes, lohnendes Buch für Sprachfreunde und solche, die es werden wollen.“ *Westfalenpost*

IFB VERLAG DEUTSCHE SPRACHE

Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn

info@ifb-verlag.de; Telefon 052 51 - 31 06 02



Rätsel deutschsprachiger Persönlichkeiten

Die in diesem Rätsel gesuchten Personen können, aber müssen nicht aus einem deutschsprachigen Land stammen. Sie müssen nur ein nachweislich gutes Verhältnis

zu unserer Sprache haben oder gehabt haben. Versuchen Sie, die Fragen zu beantworten und tragen Sie die Lösung in die entsprechenden Kästchen ein. Bitte verwenden

Sie Umlaute und Esszett wie normale Buchstaben. Um es Ihnen etwas leichter zu machen, haben wir jeweils einen Buchstaben vorgegeben.

1. Im Dresden der Deutschdemokratischen Republik festigte er seine Deutschfertigkeiten. Seine Frau erhielt später sogar einen Preis dafür, sich für die deutsche Sprache in dem Land einzusetzen, das er lange und mächtig regierte. Er selbst ist als Herrscher eines riesigen Landes nicht immer freundlich zu allen deutschen Herrschern und Herrscherinnen, aber nicht alle deutschen Herrscher und Herrscherinnen sind immer freundlich zu ihm. 2. Zur Schule ging er u.a. in Belgien, in Frankreich studierte er. Er regierte ein drittes Land von 1995 bis 2013. Europa hat ja keinen richtigen Präsidenten, aber irgendwie ist er einer. Sein Deutsch ist sehr nett, sehr gemütlich, sehr natürlich. 3. Seine Großmutter galt – trotz norddeutscher Ahnen – als Deutschenshasserin. Er selbst wurde durch zwei Ehen berühmt. Vor der seinerzeit noch nicht fertigen Frauenkirche in Dresden hielt er eine bewegende Rede. 4. Legendär das Interview im deutschen Fernsehen. Neben ihm saß eine freundliche Frau, die lächelte und gar nichts sagte. Es war die vollkommen überflüssige Übersetzerin. Der Schöpfer zahlreicher großartiger Filme über Vögel und Fenster konnte perfekt Deutsch. 5. Samuel Langhorne Clemens hieß er eigentlich. Er meckerte an unserer „schrecklichen“ Sprache herum, das nährte ihn eine Weile nicht schlecht im deutschen Sprachraum. Die Wörter waren ihm zu lang. Die Grammatik zu wenig logisch. Immerhin fühlte er sich gerade in Heidelberg unter diesem Namen etwas wohl. 6. Die Tochter einer Opernsängerin bezaubert in Hollywood. Mal mit Speed, mal Undercover, mal während du schliefst. Ihr Deutsch ist nach

eigenen Aussagen nicht perfekt, sie bemängelt einen leisen fränkischen Akzent. 7. Er regierte eine Weile, bis er dessen müde wurde, ein ganz kleines, aber durchaus mächtiges Land in Europa. Irgendwie war er damit Chef von zwölf Milliarden Menschen. Jedoch herrschte er nicht unter seinem richtigen Namen, der so lautet. 8. Arzt, Organist, Autor und Theologe war er, sein Leben und sein Tod sind eng mit dem afrikanischen Staat Gabun verbunden. Dort schuf er eine vorbildliche Einrichtung. In Deutschland bekam er eine eigene 5-DM-Gedenkmünze. 9. Berühmt ist seine Zugfahrt von der Schweiz durch das Deutsche Reich bis nach Russland. Dort angekommen veränderte er das Land und die Welt für viele Jahrzehnte grundlegend. 10. Geboren und aufgewachsen sehr hoch in Nordeuropa. Weil sein Vater Pleite ging und dem Alkohol verfiel, sah er später Gespenster. Und eine wilde Ente. Deutsch konnte er bereits in seinem Heimatland, in Dresden und München konnte er es perfektionieren. 11. Er ist Mitglied des Fußballvereins Spielvereinigung Greuther Fürth. Er bekam den Friedensnobelpreis. Er machte lange Zeit große Außenpolitik, aber nicht für ein deutschsprachiges Land. 12. Dem aus Halle an der Saale stammenden Arzt des dänischen Königs war es fast zwei Jahre lang gelungen, quasi allein über Dänemark zu herrschen. Das machte er nicht so schlecht, sogar die Pressefreiheit führte er ein. Allerdings richtete sich diese schnell gegen ihn selbst. Weil er ein zu enges Verhältnis zur Königin hatte, wurde er schließlich geköpft. Sein Nachname lautet ...

1		U																	
2						E													
3												L							
4																	C		
5				K															
6												O							
7		A																	
8					R														
9			N																
10												B							
11				S															
12					E														

Dieses Mal zu gewinnen: Ein Buch, in dem sich jemand Luft über den Umgang mit unserem Kulturgut Muttersprache macht. Der Autor tut das nicht sachlich distanziert, sondern mitreißend engagiert; manchmal polemisch, aber immer spannend.

Burkhard Sprang: Sprechen Sie etwa noch Deutsch? Über die Angst unserer Politik, sich für den Schutz der deutschen Sprache einzusetzen. 231 Seiten. 13,50 €. ISBN 978-3-942409-58-2



Lösung und Gewinner

Beim Rätsel der Palindrome fragten wir nach einer runden Sache. Das **Lösungswort** lautete: RAD.

Hier kommen die Lösungswörter: 1. Otto, 2. Aha, 3. Uhu, 4. Rentner, 5. Oho, 6. Neffen, 7. Reittier, 8. Bub, 9. Annasusanna, 10. Egge, 11. Ehe, 12. Neben, 13. Renner, 14. Tot, 15. Kajak, 16. Radar, 17. Rotor

Das sind die **Gewinner** des Rätsels aus der Nummer 86: Gertraud Elser (Schlechtsart), Katharina Gerasimov (Wiesbaden), Klaus Wohlers (Wuppertal), Silas Nordmann (Hoya), Malte-Jürgen Haase (Trier), Mark Atkins (Heidelberg), Roswitha Schmiedl (Frankfurt), Achim Thielen (Saarbrücken), Jürgen Sandmann (Bremerhaven) und Uwe Meyer (Wunstorf).

Eines der Lösungswörter enthält etwas, das es an der Nord- und Ostsee in rauen Mengen gibt.

Das gesuchte Lösungswort ist: _ _ _ _

Schicken Sie uns das Lösungswort mit Ihrer vollständigen Anschrift bis zum 10. Oktober 2020 per E-Post oder Postkarte an:

IFB Verlag Deutsche Sprache,
Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn,
info@ifb-verlag.de

Wer schreibt die meisten Leserbriefe?

In vielen Zeitungen und Zeitschriften gehören Leserbriefe zu den meistgelesenen Texten. Deshalb hat ein anonymer Spender eine Wochenend-Kulturreise nach Wien für den fleißigsten VDS-Leserbriefschreiber ausgelobt. Der Leserbrief muss zwischen 1. April 2020 und 30. März 2021 in einem Druckmedium erschienen

sein und einen Bezug zur deutschen Sprache haben. Belegexemplare bitte an die VDS-Geschäftsstelle. Die zehn fleißigsten Leserbriefschreiber werden in den Sprachnachrichten mit Auszügen ihrer Texte vorgestellt und erhalten wahlweise ein Exemplar unserer Bücher „Edelsteine“ oder „Sternstunden“.

ZWISCHENRUF

Die Sprache und der Klingelbeutel

Von Steffen König

Als Bürger der ehemaligen DDR hat man eine anerzogene Kirchenphobie. Es gehörte zur politischen Korrektheit (der englische Begriff lässt sich für Sachsen schlecht aussprechen), dass es niemanden neben Marx, Engels und Lenin geben durfte, schon gar nicht Maria und Josef. Die Kirchen waren allgegenwärtig und es wäre aufgefallen, wie am Beispiel der Leipziger Universitätskirche, wenn man alle in die Luft gesprengt hätte. Das hatte schon damals genug Dreck, im wahrsten Sinne des Wortes, aufgewirbelt. Also wurden sie Architekturbeispiele, um zu zeigen, was Romanik, Gotik und Barock ist, viel mehr nicht. Nach der politischen Wende und dem Entdecken der Welt, hatten diese den Vorteil, dass es drinnen schön kühl ist, wenn man es draußen vor Hitze nicht aushält. Dort merkte man aber, dass man zwar lesen und schreiben konnte, die Bilder aber

nicht verstand, was aber damals der „dümme“ Bauer konnte. Ärgerlich.

Es blieb aber auch im erweiterten Familienkreis nicht aus, zu Konfirmationen, Kommunionen und so weiter anwesend sein zu müssen. Und dort erteilte auch mich die Erleuchtung (muss am Ort liegen), mitsingen konnte ich zwar nicht, aber ich war beeindruckt von der Sprache. Ein reines Deutsch, ohne Fremdwörterbuch prima zu verstehen und die Rhetorik, mit der die Worte vom schwarzgekleideten Pfarrer hervorgebracht wurden, beeindruckte mich schon. Wie armselig wirkt da die Broschüre des ehemaligen Hannoveraner Bürgermeisters mit den vorgeschlagenen Atemübungen, bei etwa dem Begriff Pädagog (tief ausatmen) Innen (Atmen). Meine Frau macht seit vielen Jahren Yoga und erzählt mir immer, wie gut die Atemtechnik dem Körper tut. Mir nicht. Wenn ich eine Reihung dieser Wortungetüme in der vorgeschriebenen Form über die Lippen

bringe, schwillt mir nicht nur der imaginäre Kamm, auch mein Blutdruck schnell in die Höhe. Für mich sind diese Anweisungen gesundheits-schädlich, weil widernatürlich. Wenn ich einen links-grünen Artikel lesen muss, habe ich selten die Zeit für diese Vorgaben, mein Pech. Wenn ich ganz für mich allein den Text fließend lese, bin ich danach eine Frau, denn ich verstehe dann immer nur „Innen“, obwohl ich mich angesprochen fühlen sollte. Selber schuld, ich habe die Anweisung nicht befolgt.

Wie wohlklingend sind da des Pfarrers gesprochene Worte. Zugegeben, mancher Inhalt bleibt mir verschlossen, aber die Sprache ist einmalig. Wenn der Inhalt etwas neutraler gestaltet wäre, könnte



man seine Kinder zum Sprachunterricht dort hinschicken. Diese würden eventuell monieren, dass der Mann so schwarz aussieht, aber man könnte das Gewand ja mit einer goldenen Borte aufwerten. Die hätte er für seinen Beitrag zur Erhaltung der deutschen Sprache auch verdient und die Kirchen wären wieder voller, der Klingelbeutel auch.

Die Rubrik ZWISCHENRUF gibt VDS-Mitgliedern Raum für Meinungen und Kommentare zum aktuellen Vereins- und Sprachgeschehen, die sich nicht unmittelbar auf Artikel in den Sprachnachrichten beziehen und deshalb für die Sparte Leserbriefe ungeeignet, aber dennoch von Interesse sind. Über die Aufnahme entscheidet die SN-Redaktion. Sie behält sich auch vor, Texte zu kürzen. Ein Zwischenruf sollte nicht länger als 2.000 Zeichen sein.

Fegen Sie die
Anglizismen
beiseite!



Deutsch statt Denglisch

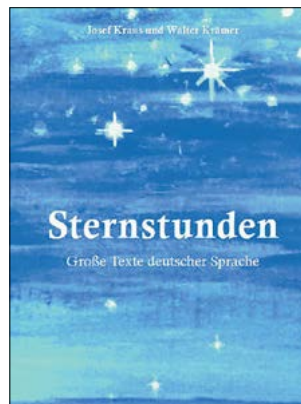
Der Anglizismen-Index
Ausgabe 2020

356 Seiten, 16,00 Euro
ISBN 978-3-942409-97-1

Dieses Buch ist ein Nachschlagewerk für Anglizismen, die in der deutschen Allgemeinsprache verwendet werden. *Baden-online*

Wer im Ausland „Denglisch“ spricht, kann bei seinem Gesprächspartner zumindest auf Stirnrunzeln stoßen. *Westdeutschen Zeitung*

Große Texte deutscher Sprache



Josef Kraus und
Walter Krämer (Hrsg.)

STERNSTUNDEN

Große Texte
deutscher Sprache

466 Seiten.
Leinen gebunden.
24,90 Euro
ISBN 978-3-942409-74-2

Ohne ihre Sprache wären die Deutschen nicht das Volk der Dichter und Denker. Die deutsche Sprache mit ihrem riesigen, ausdrucksstarken Wort-„Schatz“, ihrer ganz eigenen Grammatik, ihrem ganz eigenen Satzbau, ihrer ganz eigenen Rechtschreibung war und ist das Denk-Zeug ihrer großen Sprecher und Schreiber, mit dem sie gewaltige Werke der Dichtkunst und der wissenschaftlichen Erkenntnis geschaffen haben und noch heute schaffen.

„Ein wahrer Himmel tut sich auf. (...) Faszinierend ist es, ja geradezu spannend, die Entwicklung der deutschen Sprache zu verfolgen.“ *Fuldaer Zeitung*

„Wieder hat Walter Krämer eine faszinierende Sammlung großer Texte in deutscher Sprache herausgegeben. Vom Wessobrunner Gebet von 790 bis zur Dankrede von Norbert Lammert präsentiert er zusammen mit Josef Kraus ein reiches Panorama, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in einem sprachlichen Zaubergarten gefangen hält.“ *Wunstorfer Stadtanzeiger*

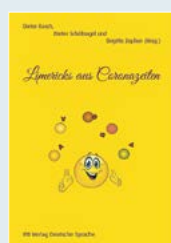
www.ifb-verlag.de



SPRACHBILDER



Aus dem Sprachpolizeibericht



Dieter Rasch, Dieter Schöfnagel
und Brigitte Zeplien (Hrsg.)

Limericks aus Coronazeiten

100 Seiten, 14,00 Euro.
IFB Verlag Deutsche Sprache. Paderborn 2020
ISBN 978-3-942409-98-8

Aus einem regionalen Wettbewerb mitten in Zeiten der Corona-Krise entwickelte sich eine überregionale Bewegung. Viele Sprachbegeisterte nahmen mit Engagement, Eifer und vor allem viel Humor an einem Limerick-Wettbewerb teil. Zahlreiche Beiträge kamen dabei zusammen, die uns zeigen, wie wichtig es gerade in schweren Zeiten ist, nicht in Trübsal zu verfallen, sondern sich stets sein Lachen zu bewahren.

PERLEN DES LOKALJOURNALISMUS

Von den Lebenden und den Toten

Nur weil man tot ist, heißt es nicht, dass man nicht mehr von Interesse ist. Manchmal sorgt der Tod eines Menschen für ungeahnte – oder doch zumindest so nicht erwartete Freude:



Und manchmal ist es wie mit der Dummheit: Wer dumm ist, weiß nicht, dass er es ist ... manchem Toten geht es genauso – der geht dann lieber mal zum Arzt:



Und auch nach dem Ableben gilt: Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser!

Politikerin will Todesstrafe für Selbstmord-Attentäter

Eine ehemalige UKIP-Politikerin will Terroristen, die sich in die Luft sprengen, mit dem Tod bestrafen.



Aus: Ralf Heinemann/Jörg Homering-Elsner: Zentralfriedhof wie ausgestorben
(Perlen des Lokaljournalismus, Band 2), Heyne-Verlag 2018.



Mittelstand wird ein globaler Begriff. In Frankreich gibt's zumindest ein Buch mit „Mittelstand“ im Titel.

Gesehen von VDS-Mitglied
Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Simon.

IMPRESSUM

Die nächste Ausgabe erscheint im November 2020; Redaktionsschluss: 31. Oktober 2020

Herausgeber: Verein Deutsche Sprache e. V. (VDS)
Postfach 10 41 28, 44041 Dortmund
Telefon 0231 7948-520, Fax 0231 7948-521
<https://www.vds-ev.de/sprachnachrichten>
Leserbriefe an <leserpost@vds-ev.de>
Andere Nachrichten an <info@vds-ev.de>
IBAN: DE 72 4416 0014 2481 6266 00;
BIC: GENODEM1DOR
Druck: Lensing Druck GmbH & Co. KG, Dortmund
Auflage: 30.000 Exemplare

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Dr. Walter Krämer
(V.i.S.d.P.), Doro Wilke, Dr. Holger Klatte (CvD),
Dr. Reiner Pogarell, Dr. Gerd Schrammen
Die Personenbezeichnungen gelten für jedes
Geschlecht, sogar für die Männer. Namentlich
gekennzeichnete Artikel können die Meinung der
Redaktion wiedergeben. Oder auch nicht.
Gesamtprojektleitung: Walter Krämer
Gestaltung/Satz: Jens Luniak; <post@luniak.net>

ISSN 1868-8748

Dieser Ausgabe liegt ein Faltblatt des
IFB Verlags Deutsche Sprache bei.

Die Sprachnachrichten gibt es auch an Kiosken
und Bahnhofsbuchhandlungen.

Die Redaktion kann keine Haftung für unverlangt
eingesandte Manuskripte und Bilddateien über-
nehmen. Bitte schicken Sie uns nur Berichte von
überregionalem Interesse und bitte in digitaler
Form. Wir behalten uns vor, Texte redaktionell zu
bearbeiten, vor allem zu kürzen.